

Der Sächsische Erzähler

Tageblatt für Bischofswerda

Neukirch und Umgegend

Einzige Tageszeitung im Amtsgerichtsbezirk Bischofswerda und den angrenzenden Gebieten

Der Sächsische Erzähler ist das zur Veröffentlichung der amtlichen Bekanntmachungen der Amtshauptmannschaft, des Hauptzollamts und des Bezirkschulamts zu Bauhen sowie des Finanzamts und des Stadtrats zu Bischofswerda und der Gemeindebehörden behördlicher bestimmte Blatt



Unabhängige Zeitung für alle Stände in Stadt und Land. Nicht verbreitet in allen Volksschichten.

Beilagen: Illustriertes Sonntagsblatt / Heimatkundliche Beilage / Frau und Heim / Landwirtschaftliche Beilage. — Druck und Verlag von Friedrich May, G. m. b. H. in Bischofswerda. — Postfachkonto Amt Dresden Nr. 1521. Gemeindeverbandskassa Bischofswerda Konto Nr. 64

Erscheinungsweise: Täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis für die Zeit eines halben Monats: frei ins Haus halbmöndlich Mark 1.10, beim Abholen in der Geschäftsstelle wöchentlich 45 Pfg. Einzelnummer 10 Pfg. (Sonntagsnummer 15 Pfg.)

Zeitsprecher Amt Bischofswerda Nr. 444 und 445. Im Falle von Betriebsstörungen oder Unterbrechung der Veröffentlichungen durch höhere Gewalt hat der Bezugsnehmer keinen Anspruch auf Lieferung oder Nachlieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises.

Anzeigenpreis: Die 46 mm breite einseitige Millimeterzeile 8 Pfg. Bei Zeitteil die 90 mm breite Millimeterzeile 25 Pfg. Nachtrag nach den gesetzlich vorgeschriebenen Sätzen. Für das Erscheinen von Anzeigen in bestimmten Nummern und an bestimmten Plätzen keine Gewähr. — Erfüllungsort Bischofswerda.

Nr. 116

Montag, den 20. Mai 1935

90. Jahrgang

Tageschau.

Am Sonntagmorgen erfolgte im Befehl des Führers die Eröffnung der ersten Teilstrecke der Reichsautobahn zwischen Frankfurt a. M. und Darmstadt.

Die Blätter in Paris bringen mehr oder weniger ausführliche Berichte über die Einweihung der Reichsautobahnstrecke Frankfurt am Main—Darmstadt durch den Führer und unterstreichen in diesem Zusammenhang besonders die Ausführungen Dr. Goebbels, der darauf hingewiesen habe, daß Deutschland sich gegen feindliche Arbeiten widme.

Nach der Feier für Marschall Pilsudski wurde zwischen Ministerpräsident Brüning und dem französischen Außenminister Laval eine private Unterredung geführt, in der beiderseits mit großer Offenheit alle zwischen den beiden Diktatoren schwebenden Fragen erörtert wurden.

In einem Aufsatz in der „Daily Mail“ verlangt der ehemalige arbeiterparteiliche Schatzkanzler Lord Snowden ehrliche Handlungsweise gegenüber Deutschland. Er stellt darin unter anderem fest, daß nur eine Aenderung der internationalen Politik den drohenden Krieg in Europa verhindern kann. Der Versailler Vertrag sei ein scharfer Bruch der Verpflichtungen der alliierten Mächte gewesen.

Die bisher bekannt gewordenen Wahlergebnisse aus der Tschechoslowakei bestätigen, daß die Sudetendeutsche Partei Konrad Henleins in 15 deutschen Bezirken Böhmens und Mährens über zwei Drittel aller abgegebenen deutschen Stimmen auf sich vereinigt hat. Die tschechische Rechtsopposition, bestehend aus Jesuiten und nationaler Vereinigung, hat in 26 Bezirken mit tschechischer Mehrheit die doppelte Stimmenzahl gegenüber 1929 erhalten. In Prag ist die nationale Vereinigung an Stelle der Partei Dr. Benes die stärkste Partei geworden.

Die Pariser Morgenblätter weisen auf den gewaltigen Erfolg hin, den die Sudetendeutsche Partei Konrad Henleins bei den Wahlen in der Tschechoslowakei erzielt hat.

Das größte Flugzeug der Sowjetunion, „Marin Gorki“, ist abgestürzt. 12 Personen der Besatzung und 36 Fluggäste fanden den Tod.

*) Ausführliches an anderer Stelle.

Führender Engländer verlangt ehrliche Handlungsweise gegenüber Deutschland.

London, 20. Mai. (Eig. Funkmeldg.) In einem Aufsatz in der „Daily Mail“ verlangt Lord Snowden ehrliche Handlungsweise gegenüber Deutschland. Der ehemalige arbeiterparteiliche Schatzkanzler sagt, Europa treibe in einen Krieg hinein. Im Namen des Friedens würden die Rüstungen in unerhörter Weise verstärkt. Militärische Verträge und Pakte „gegenseitigen Bestandes“ würden abgeschlossen, die zum Kriege anreizten. Der Völkerbund, der kollektive Sicherheit und Frieden schaffen sollte, scheine zum demütigen Werkzeug der Großmächte geworden zu sein. Der Kellogg-Pakt, durch den die Nationen auf Krieg als Instrument der Politik verzichteten, scheine in Vergessenheit geraten zu sein, und man scheine ihn auf den Müllhaufen geworfen zu haben. Die Abrüstungskonferenz habe in mehr als drei Jahren bewiesen, daß die Nationen nicht beabsichtigen, ihre Rüstungen zu vermindern, oder sich auf die in der Völkerbundsjahung versprochene kollektive Sicherheit zu verlassen. Seit Ende des Krieges hätten die Siegermächte keine einzige Aenderung in ihrer Politik vorgenommen. Eine Reihe nachsichtiger „Verträge“ sei den Besiegten auferlegt worden. Diese Verträge seien schon damals als die Brutstätten künftiger Kriege erkennbar gewesen und hätten die Festlandsieger mit Furcht und Unsicherheit erfüllt, weil sie wußten, daß durch Gewalt auferlegte Ungerechtigkeiten von den Unterlegenen nur solange erduldet würden, als sie machtlos seien.

Snowden fährt fort, anstatt die Nachkriegsjahre zu benutzen, um die Ungerechtigkeiten von Versailles zu beseitigen und Deutschland möglichst schnell in die Familie der Nationen zu bringen, haben die Alliierten es in einer Stellung demütigender Unterlegenheit gehalten, die keine große Nation auf die Dauer dulde. Endlich haben nationaler Stolz und Nationalgefühl Ausdruck in einem neuen Führer gefunden. Die Jugend des Volkes hat mit Begeisterung geantwortet. Die Alliierten haben die Bedeutung dieses Vorganges nicht begriffen oder sind zu bitter in ihrer Deutschenfeindschaft gewesen, um ihn anzuerkennen und die möglichen Folgen zu begreifen. Der Verfasser erinnerte dann an die deutschen Abrüstungsvorschläge und bemerkt, Deutschland war nur vom Gefühl der Selbstachtung beherrscht, als es sich von der Abrüstungskonferenz und aus dem Völkerbund zurückzog. Diese Handlungsweise ist von den Großmächten heuchlerisch bejaht worden, die zwar „die Tür für Deutschlands Rückkehr

offengehalten“, aber keine Zusicherungen gegeben haben, daß Deutschland im Falle seiner Rückkehr eine andere Behandlung zuteil werden würde. Im Gegenteil haben die alliierten Mächte keine Gelegenheit undernutzt gelassen, um Deutschland ins Unrecht zu setzen und die öffentliche Meinung gegen Deutschland aufzubringen.

In dem Weisbuch ist Deutschland allein alle Schuld an einer Vergrößerung der eigenen Rüstungen zugeschoben worden. Von Italiens „Millionen Bajonetten“ oder Sowjetrußlands ungeheurer Erme oder den gewaltigen militärischen Ausgaben Frankreichs und seiner Vasallen ist nicht die Rede gewesen. Der vom Völkerbundrat ausgesprochene Tadel gegen Deutschland wird sicher als größte Talalbungspoller Heuchelei seinen Platz in der diplomatischen Geschichte erhalten. Deutschlands Politik kann bedauert werden, weil sie seinen ehemaligen Feinden einen Vorwand gegeben hat, aber Deutschland hat durch die Herausforderung des Versailler Vertrages keine moralische Verpflichtung gebrochen. Ein Vertrag, der mit Bedrohung von Bajonetten unterzeichnet wird, kann keine bindende moralische oder rechtliche Kraft haben. Der Versailler Vertrag selbst ist ein scharfer Bruch der Verpflichtungen der alliierten Mächte gewesen, auf Grund deren Deutschland kapituliert hat. Die Grundlage des Waffenstillstandes bestand in den 14 Punkten Wilsons, und beinahe alle diese Punkte sind nicht eingehalten worden. Das Abrüstungsversprechen der Festlandsmächte ist nicht erfüllt worden, die Festlandsmächte vergrößern im Gegenteil ihre Rüstungen und tragen militärische Vorbehrungen für die Einkreisung Deutschlands.

In diesen Intrigen spielte Sowjetrußland eine kleinere Rolle. Es war ein Anblick für Brüning, als Litwinow selbst als Verteidiger von Vertragsverpflichtungen auftrat und die Einmischung in die inneren Ange-

legenheiten anderer Länder verurteilte. Wenn Großbritannien einen mutigen Vertreter gehabt hätte, so hätte er Litwinow an Sowjetrußlands Vertragsverletzung u. an seine Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Länder erinnert und auch daran, daß der britische Steuerzahler anderthalb Schilling je Pfund Sterling für die Verletzung der russischen Schulden an Großbritannien zu zahlen habe. Das Mißtrauensvotum des Völkerbundes gegen Deutschland und der kürzliche Angriff des Ministerpräsidenten gegen Deutschland in seiner Zeitschrift machen Verhandlungen sehr schwierig. Welcher Mann oder welche Nation kann mit Fug und Recht zur Zusammenarbeit gebracht werden?

Lord Snowden schlägt, nur eine Aenderung der internationalen Politik kann den drohenden Krieg in Europa verhindern. Großbritannien hält den Schlüssel zur Lage in der Hand. Es kann die Nationen auf den rechten Weg bringen, wenn es sich weigert, ein Werkzeug der Festlandspolitik mit Intrigen zu werden, die Europa in zwei bewaffnete Lager teilt. Mehr denn je sollte Freundschaft mit Deutschland die Politik Großbritanniens sein. Großbritannien sollte aufhören, sich von Frankreich und Italien mitziehen zu lassen, es sollte aufhören, mit Deutschland zu sühnen und es sollte Deutschlands gerechten Forderungen nach Gleichheit und Mandaten Gehör geben. Eine solche Haltung Großbritanniens gegenüber Deutschland würde geeignet sein, den europäischen Frieden aufrechtzuerhalten. Wenn die europäischen Länder, die mit England ein diplomatisches Bündnis haben, nicht auf Großbritannien Unterstützung für einen Krieg nachsichtiger Politik rechnen können, dann werden sie zögern, diese Politik fortzusetzen. Eine weise Führung durch Großbritannien ist das dringende Gebot der Stunde.

Großer Wahlerfolg der Sudetendeutschen.

Prag, 19. Mai. Die Wahlen für die gesetzgebenden Körperschaften sind, soweit bisher bekannt wurde, im ganzen Sudetengebiet ohne Störung verlaufen. Nach den aus den deutschen Gebieten einlaufenden Ergebnissen hat die Sudetendeutsche Partei einen überwältigenden Erfolg errungen, während die deutsche Sozialdemokratische Partei eine schwere Niederlage erlitt. So wurden in Utsch abgegeben 14 645 Stimmen, davon erhielten die Deutschen 14 402 und die Tschechen 243. Von den deutschen Stimmen wurden 10 911 oder 75,3 v. H. für die Sudetendeutsche Partei Konrad Henleins abgegeben. In dieser Stadt wurden die Kommunisten, die tschechischen Sozialdemokraten, die deutschen Christlichsozialen und der Bund der Landwirte schwer geschlagen. In der Stadt Eger wurden abgegeben 16 916 Stimmen. Davon erhielten die Deutschen 15 697 und die Tschechen 1 219. Von den deutschen Stimmen erhielt die Sudetendeutsche Partei 73,4 v. H., in Warnsdorf 84,9 v. H., in Hohenelbe 47,5 v. H., in Komotau bei 18 760 deutschen Wählern 74 v. H., in Märtsch-Schönberg 75 v. H., in Bodenbach-Stadt 70,2 v. H., in Tetschen 71,7 v. H., in Gablonz 90 v. H.

In allen deutschen Bezirken sind die marxistischen Parteien, aber auch die Christlichsozialen (Zentrum) schwer geschlagen worden.

In den Bezirken mit tschechischer Mehrheit hat die tschechische Rechtsopposition ihre Stimmen verdoppelt, auch die tschechischen Kommunisten haben dort Stimmenzuwachs.

Prager Pressestimmen zum Wahlausgang.

Prag, 20. Mai. (Eig. Funkmeldg.) Der überwältigende Wahlerfolg der Sudetendeutschen Partei Konrad Henleins muß zweifellos als ein starker Beweis für die Lebenskraft der sudetendeutschen Volksgruppe bezeichnet werden. Erst die amtliche Zählung wird ergeben, welche deutschen Parteien neben ihr überhaupt in das Parlament einzuziehen werden. Die deutschen Sozialdemokraten, die 21 Mandate hatten, rechnen selbst nur noch mit 9, die deutschen Christlichsozialen, die 11 Mandate hatten, mit 5 Abgeordnetenstellen. Der Bund der Landwirte, der 12 Mandate hatte, dürfte auch nach amtlicher Darstellung die zur Erlangung eines Grundmandates notwendige Stimmenzahl nicht erreicht haben.

Infolge der langsamen Stimmzählung ist das Endergebnis noch nicht einmal aus einem einzigen der 22 Wahlkreise bekannt. Die Ausrechnung dürfte sich bis Montag mittag hinziehen. An den bisherigen Ergebnissen dürfte sich jedoch nicht viel ändern.

Sämtliche Prager Montagsblätter stellen den großen Sieg der Sudetendeutschen Partei Konrad Henleins fest. Die tschechisch-nationalsozialistischen „Hidove Roviny“ schreiben, die Koalition habe an ihrer deutschen Front unter dem Ansturm Henleins verloren. Die tschechischen Regierungsparteien hätten ihren Wählerbestand aufrechterhalten, aber bei der Erhöhung der Stimmzahl und den noch nicht bekannten Ergebnissen aus dem Osten der Republik könne man noch nicht sagen, ob sie auch die Zahl ihrer Mandate aufrechterhalten werden. Ohne besondere Aenderung blieben die tschechischen Agrarier, die tschechischen Sozialdemokraten, die tschechischen Nationalsozialisten und die tschechisch-katholische Volkspartei, die das Rückgrat der kommenden Regierungsmehrheit bilden würden. Diese Mehrheit werde sich, wie vorgelesen, um die tschechische Gewerkepartei und wahrscheinlich auch um die slowakisch-katholische Partei erweitern.

Der tschechisch-agrarische „Vecer“ stellt fest, daß die tschechischen Agrarier auch weiterhin führten, die tschechischen Faschisten überraschenderweise mit etwa 4 Abgeordneten in das Parlament kämen und Henlein fast alle übrigen deutschen Parteien verschluckt habe.

Die tschechisch-katholischen „Hidove Risty“ schreiben in Schlagzeilen „Die Tschechen verschlagen — die Deutschen geeinigt — Konrad Henlein der Sieger der Sonntagswahlen“.

Das demokratische „Prager Montagsblatt“ schreibt: Die Erfolge Henleins ständen in der sudetendeutschen Geschichte einzig da. Es sei nicht anzunehmen, daß sie durch irgendwelche Teilergebnisse noch geändert werden könnten, denn selbst in den marxistischen Hochburgen seien die Erfolge der Sudetendeutschen Partei so groß, daß ein Zweifel daran, daß es sich um eine fast das ganze Volk erfassende Bewegung handelt, so gut wie ausgeschlossen sei. Es stehe heute schon fest, daß Henlein eine der stärksten Parteien des künftigen Prager Parlaments, wahrscheinlich die zweitstärkste, haben werde. Die tschechischen Faschisten würden zweifellos eine Stärkung der nationalradikalen tschechischen Rechten bringen. Von den tschechischen Regierungsparteien hätten die tschechischen Nationalsozialisten (Benesch) größere Verluste zu beklagen.

Der Eindruck in Paris.

Paris, 20. Mai. (Eig. Funkmeldg.) Obgleich das Gesamtergebnis der tschechoslowakischen Wahlen noch nicht bekannt ist, weisen die Pariser Morgenblätter bereits auf den gewaltigen Erfolg hin, den die Sudetendeutsche Heimatfront erzielt hat. Alle anderen deutschen Parteien, so schreibt beispielsweise der Petit Parisien, seien buchstäblich erdrückt worden. Die Heimatfront, die zwar immer ihre

Loyalität gegenüber dem tschechoslowakischen Staat betont habe, die aber von völkischen Ideen besetzt sei, werde in das politische Leben der Tschechoslowakei eine große Unbekannte bringen. Die Agentur Südost weist in einer Prager Meldung ebenfalls auf den bedeutenden Erfolg des völkischen Gedankens hin und unterstreicht die starken Verluste, die alle Splitterparteien der deutschen Minderheit zu verzeichnen haben.

Unterredung Göring — Laval.

Alle zwischen Deutschland und Frankreich schwebenden Fragen besprochen.

Krakau, 19. Mai. Im Verlauf eines gemeinsamen Frühstückes, das sämtliche Delegationen nach der Trauerfeier für Marschall Pilsudski gemeinsam einnahmen, wurde zwischen Ministerpräsident Göring und Minister Laval eine private Unterredung geführt. In der beiderseits mit großer Offenheit alle zwischen den beiden Völkern schwebenden Fragen erörtert wurden, ohne daß dabei auf Einzelheiten eingegangen wurde.

Am unmittelbaren Anschluß an die Unterredung um 21,10 Uhr verließ der General mit seinem Adjutanten im Sonderzug Krakau, um sich nach Warschau zu begeben. Eine Kompanie der Eisenbahnbrückenbau-Abteilung erwies die Ehrenbegeugungen. Kurz vor der Abreise unterhielt sich General Göring in seinem Salonwagen mit dem Divisions- und Korpsgeneral von Krakau. Als der Zug den Bahnhof verließ, präsentierte die Ehrenkompanie das Gewehr, während eine Kapelle die polnische Nationalhymne intonierte und das zahlreiche polnische Offizierskorps salutierte.

Minister Laval seinerseits soll im unmittelbaren Anschluß an die Unterredung französischen Journalisten erklärt haben, daß er eine sehr interessante Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Göring gehabt habe. Er, Laval, sei stets ein Freund der unmittelbaren Fühlungnahme und Aussprache gewesen.

Am Sonntag um 22,12 Uhr verließ General Göring mit seinen Begleitern im fahrplanmäßigen Berliner Schnellzug Warschau. Bis zur Grenze war dem Ministerpräsidenten der polnische Oberst Morawski zur Begleitung zugeteilt. Auf dem Warschauer Hauptbahnhof hatten sich zum Abschied der polnische Außenminister Oberst Bedk mit seinem Kabinettschef eingefunden, ferner der Warschauer Wojwode Jorizewicz und an der Spitze einer Reihe polnischer Offiziere der Kommandeur des 1. Armeekorps General Danulziewicz und der Chef des Militärflugwesens General Rajst.

Ministerpräsident Görings Rückreise von Krakau.

Besuch bei Außenminister Bedk.

Warschau, 20. Mai. Ueber den Warschauer Aufenthalt von Ministerpräsident, General der Flieger, Göring, auf der Rückreise von Krakau nach Berlin meldet die polnische Telegraphenagentur: Der preussische Ministerpräsident Göring

traf auf der Durchreise von Krakau nach Berlin am Sonntag zu einem kurzen Aufenthalt in Warschau ein.

Ministerpräsident Göring besichtigte die Sehenswürdigkeiten der Stadt und nahm dann an einem vom deutschen Botschafter von Nolte zu seinen Ehren veranstalteten Frühstück teil. Im Laufe des Nachmittags stattete der Ministerpräsident dem polnischen Außenminister Bedk einen Besuch ab. Um 22 Uhr verließ Ministerpräsident Göring Warschau. Zu seinem Abschied hatten sich Außenminister Bedk und andere Persönlichkeiten am Bahnhof eingefunden.

Der „Gnadentag“ von Kowno.

Das Recht! Wo bleibt das Recht?

Die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthaushaft für die 4 Opfer des Kownoer Bluturteils mag die Umwelt vielleicht als den Willen des litauischen Staatspräsidenten deuten, die Dinge nicht mit Gewalt auf die Spitze zu treiben. Für uns und in erster Linie für die Memelländer ist dieser „Begnabigungsakt“ alles andere denn eine Huldigung des Rechts. Tatsächlich bleiben die Memelländer nach wie vor die Feinde des Staates und des litauischen Volkes, als die man sie in dem Kownoer Urteil hingestellt hat. Ueber das der Wahrheit ins Gesicht schlagende Kownoer Urteil brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren. Es existiert nach wie vor und damit bleibt das Bekenntnis der Litauer zur Ungerechtigkeit bestehen. Gerade die Niederrümpelung des Rechts ist es, die uns und alle zivilisierten Nationen in höchste Erregung versetzt hat. Denn einwandfrei steht fest, daß die Memelländer, die man auf die Anklagebank geschleppt hatte, niemals auch nur einen Augenblick staatsfeindlich dachten, geschweige denn handelten. Das Recht stand vom Augenblick ihrer Verhaftung an bis heute auf ihrer Seite, dieses Recht wurde durch das Kownoer Urteil in Ketten gelegt, die Ketten wurden später noch straffer angezogen. Allein das Recht ist es, das die Memelländer für sich forderten, nichts anderes, keine Strafmilderung, keine Umwandlung ihrer Strafen in andere, keine Begnadigungen oder sonstige „großmütige“ Handlungen. Ihr gutes Gewissen, ihre absolute Schuldlosigkeit verbot ihnen auch, den Kniefall zu tun. Aufrecht bleiben die Memelländer, weil sie nichts verbrochen und infolgedessen auch nichts abzubüßen haben. Wer den Kownoer Prozeß auch nur zehn Minuten hindurch aufmerksam verfolgt hat, der weiß, daß die kriegsgerichtliche Handlung von ganz anderen Voraussetzungen als denen ausging, Vertöße gegen das Gesetz zu ahnden. Vertöße gab es nicht, das hat auch das gesamte einsichtige Ausland sofort erkannt, das mit uns einig darin war, die Verhängung von Strafen gegen Unschuldige auf das schärfste zurückzuweisen. Aber die Front der rechtlich Denkenden ist bis heute den litauischen Rechtsbeugern gegenüber unterlegen geblieben, weil man in Litauen das Recht vergewaltigt hat, um sich im Austausch dafür einem „Rechtsempfinden“ hinzugeben, das weder diese Bezeichnung verdient noch jemals bei irgendwelchen schwankenden, launischen und krankhaft veranlagten Gestalten der Vergangenheit, die über Tod und Leben entscheiden durften, zu finden war.

„Freiheiten eines kleinen Staates“.

Eine englische Warnung an Litauen.

London, 19. Mai.

In einem Leitartikel zum Kownoer Prozeß schreibt „Sunday Dispatch“: Deutschland hat außerordentliche Gebuld und Rücksicht gegenüber Litauen an den Tag gelegt. Trotz schwerer Herausforderungen hat es Frieden gehalten. Zu einer Zeit, wo so viele Fragen im Zusammenhang mit der Verbesserung der internationalen Beziehungen zwischen den Großmächten eifrig erwogen werden, sind die Freiheiten eines kleinen Staates, der sich selbst zu viel Wichtigkeit beimißt, unerträglich. Litauen war ein Schilling der siegreichen Alliierten, aber dieser Staat und andere Länder, wie zum Beispiel die Tschechoslowakei, müssen einsehen, daß England keine Streitigkeiten mit Deutschland will. England darf sich nicht durch Streitigkeiten dieser kleinen Staaten in einen neuen Abschnitt der Störung der internationalen Beziehungen verwickeln lassen. Die kleinen Mächte und kleinen Staaten müssen sich daran erinnern, daß sie ohne die Bemühungen der Großmächte niemals zustande gekommen wären, und ohne ihren guten Willen können sie nicht am Leben bleiben. Wir können sie lehren, daß ihre Nachbarn keine Streitigkeiten mit Deutschland und keine Schaustellung der Eitelkeit und Rachsucht dulden können, die den Weltfrieden stören. Es ist die Pflicht unserer Regierung, diese Lehre sofort und energisch zu übermitteln.

Beginn der Genfer Ratstagung.

Ebens Bemühungen um Erledigung des italienisch-abessinischen Streitfalles.

Genf, 20. Mai. (Fig. Funkmeldg.) Der Völkerbundsrat trat Montag vormittag unter dem Vorsitz des sowjetrussischen Außenkommissars Litwinows zu seiner 86. Tagung zusammen. Wie üblich, fand zunächst eine vertrauliche Sitzung zur Behandlung von Personalfragen statt. Kurz nach 11 Uhr wurde die öffentliche Sitzung eröffnet, auf deren Tagesordnung hauptsächlich Fragen administrativer Art stehen.

Ueber den Stand der italienisch-abessinischen Angelegenheit verläutet, daß Lordsegelebewahrer Eden bereits am Sonntag Besprechungen hatte, insbesondere mit dem spanischen Vertreter de Madriga, der möglicherweise als Berichtserfasser in Frage kommt. Heute sollen diese Besprechungen mit Baron Aloisi und dem aus Paris hier eingetroffenen abessinischen Gesandten fortgesetzt werden. Nach Mitteilungen aus englischen Kreisen hat man den Eindruck, daß Eden aus London keine bindenden Vorschläge für die materielle Erledigung des Streitfalles mitgebracht hat, daß aber die englische Politik unter allen Umständen irgendein Verfahren in Gang bringen wird, das einer weiteren Verschärfung vorbeugt.

Es ist für sie eine Frage zweiten Ranges, auf welche Fragen sich dieses Verfahren erstrecken wird, insbesondere, ob nur der Zwischenfall von Ualual oder auch, wie es Abessinien bekanntlich wünscht, das Gesamtproblem behandelt werden soll. Neben der endgültigen Erledigung des ungarisch-südslawischen Streitfalles wird heute eine Besprechung zwischen dem ungarischen Außenminister Kanya und dem südslawischen Vertreter Jolisch stattfinden. Wie man hört, haben beide Parteien den Wunsch, eine neue Erörterung im Völkerbundsrat zu vermeiden und die noch ausstehenden Punkte sozusagen durch den Austausch von Schriftstücken zu klären, von denen der Völkerbundsrat lediglich Kenntnis nehmen würde. In die Verhandlungen über eine derartige Vergleichsformel spielen allerdings auch die großen politischen Fragen des Donauraumes hinein, indem die Kleine Entente ihre Haltung gegenüber Ungarn, die sie als sehr veröhnlich betrachtet, von einem gewissen ungarischen Entgegenkommen hinsichtlich des Donaupaktes abhängig machen will.

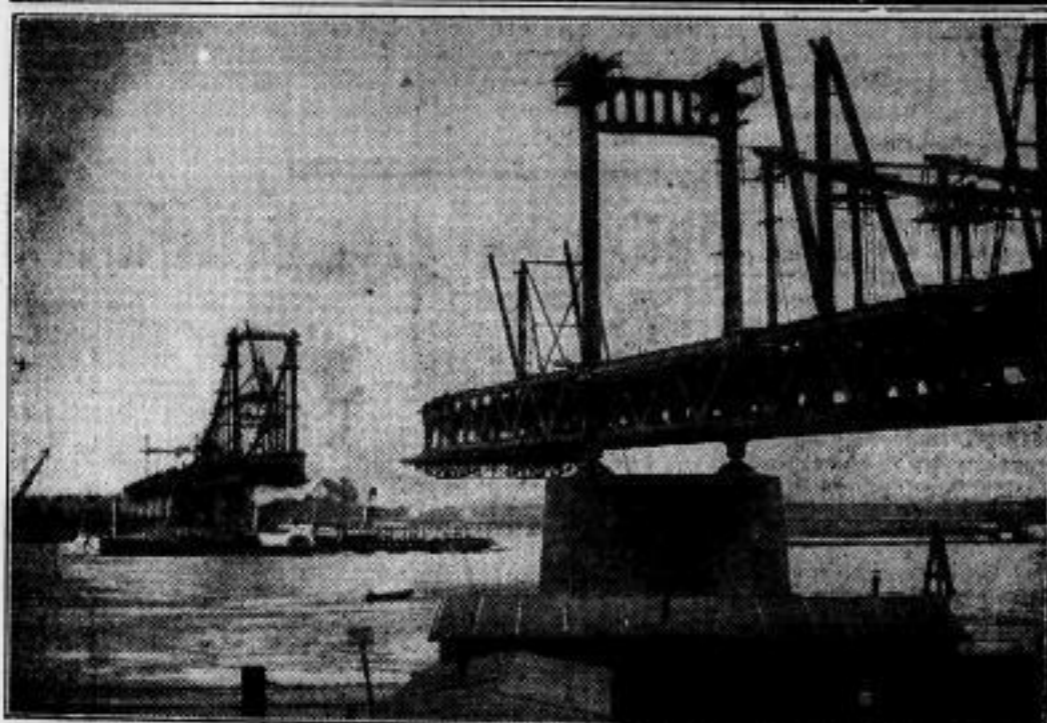
Ueber die Danziger Frage hört man, daß sie frühestens am Freitag zur Verhandlung kommen werde. Der Danziger Vertreter, Senatsrat Boettcher, der dem Danziger Senatspräsidenten vorausgeschritten ist, hat in den letzten Tagen eine Reihe vorbereitender Besprechungen im Völkerbundssekretariat und mit den Mitarbeitern des englischen Berichtserfassers gehabt.

Französische Stimmen zur Eröffnung der ersten Reichsautobahn.

PARIS, 20. Mai. (Fig. Funkm.) Die Pariser Blätter bringen mehr oder weniger ausführliche Berichte über die Einweihung der ersten Reichsautobahn Frankfurt am Main—Darmstadt durch den Führer und unterstreichen in diesem Zusammenhang besonders die Ausführungen Dr. Goebbels, der darauf hingewiesen habe, daß Deutschland sich in großen friedlichen Arbeiten verewige. Die zahlreichen Reden, so schreibt der Berliner Sonderberichterstatter des „Echo de Paris“, hätten außerdem mit auffallendem Nachdruck auf den friedlichen Charakter der Arbeit hingewiesen.

Oberst Lawrence gestorben.

London, 19. Mai. Oberst Lawrence, der am Montagvormittag in der Grasshaff Dorset mit seinem Kraftwagen verunglückte und seitdem bewußlos im Militärhospital lag, ist am Sonntagvormittag kurz nach 8 Uhr gestorben. Der durch sein abenteuerliches Leben bekanntgewordene Oberst Lawrence führte zuletzt den Namen E. L. Shaw und tat bis vor kurzem als gemeiner Soldat in der britischen Luftstreitmacht Dienst. Während des Weltkrieges wurde er als Führer der aufständischen Araber bekannt. Bei den spanischen Wirren spielte er eine unaufgeklärte Rolle.



Adolf-Hitler-Brücke über den Rhein.

Bei Krefeld-Nerdingen wird eine Brücke über den Rhein gebaut, die den Namen des Führers tragen wird. Die Brücke wird eine Gesamtlänge von 857 Meter haben. Unser Bild zeigt die Brücke vom linken Rheinufer aus mit der Mittelfähre, deren Spannweite von 250 Meter im freien Vorbau überbrückt wird.

Scherl-Bildmaterialdienst.



Der Führer des Deutschen Reiches bei der Trauerfeier für Marschall Pilsudski.

Zur gleichen Stunde, in der Marschall Pilsudski in der Königsruhr der Wawelburg in Krakau zur ewigen Ruhe beigesetzt wurde, fand im Berliner Hedwigsdome ein feierliches Requiem für den großen Polen statt. Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler und die Mitglieder der Reichsregierung wohnten dieser stillen Trauerstunde bei. Unser Bild zeigt den Führer und die Mitglieder des Reichskabinetts neben anderen zahlreichen hohen Persönlichkeiten im Berliner Hedwigsdome.

Scherl-Bildmaterialdienst.

Aus den Kindertagen des Postwesens.

Reitende Boten im Altertum und frühen Mittelalter. — Die Meßgerposten in Württemberg. — Die ersten Briefmarken. — Thurn und Taxis. — Postkuriositäten von heute.

Von H. M. Hornberg.

Die Post ist heute die fortschrittlichste Behörde der Welt. Es verlohnt deshalb wohl, einen Blick auf die Anfänge des Postwesens zu tun.

Ein Postwesen im heutigen Sinne kannte das Altertum noch nicht. Dennoch verstand man es schon damals in Ägypten, Babylonien, China, Griechenland, Rom usw. Nachrichten zu befördern. Freilich war diese Nachrichtenübermittlung damals ausschließlich auf Regierungssachen und Befehle des Herrschers beschränkt. Insbesondere im Kriegsfall wurden Nachrichten bezüglich der Heeresbewegungen usw. weitergegeben. Im Altertum und im frühen Mittelalter wurde die Nachrichtenübermittlung ausschließlich durch Boten übernommen. Als bei den Persern durch Kyros und Darius reitende Boten eingesetzt wurden, bedeutete das den ersten großen Fortschritt im Kurierdienst. Als man die Nachrichtenübermittlung durch reitende Boten erfunden hatte, ergab sich auch bald ein gewisser organisierter Dienst auf diesem Gebiet. Es mußte für bestimmte Standorte der Pferde Sorge getragen werden, damit die Boten, wenn sie mehrere Tage reisen zu bewältigen hatten, überall regelmäßig die Pferde wechseln konnten.

Der postmäßige Gebrauch des Pferdes im Abendlande ist den Römern zu verdanken. Die *positi equites* beförderten schon für Cäsar die Kriegsnachrichten, brachten die Kunde von Sieg oder Niederlage in die Heimat. Zur Zeit des Augustus war der Postverkehr schon ausgestaltet worden, indem man ihm einen regelmäßigen Wagenverkehr einfügte. Unter seinen Nachfolgern war bereits ein ausgedehnter Post- und Reisedienst mit Pferd und Wagen über das ganze römische Reich organisiert. Man hatte Postorte für die Reisenden und Pferdewechselstationen eingerichtet. Die Völkerwanderung setzte diesen bereits gut ausgebauten Post- und Reisedienst hinweg, und erst Kaiser Justinian verjagte, den früheren *curus publicus* wieder aufleben zu lassen.

Zur Zeit Karls des Großen gab es bereits ein wohlangelegtes Straßennetz zwischen Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. An allen diesen Straßen gab es feste Pferdewechselstellen. Außerdem war jedermann verpflichtet, den kaiserlichen Kurieren unentgeltlich Pferde zur Verfügung zu stellen und bei Bedarf Unterhalten zu gewähren. Im Mittelalter hatten in Deutschland bereits alle Stände und alle größeren Behörden, wie Reichskammergericht und Reichshofrat und alle bedeutenderen Körperschaften wie Universitäten, Adelsvereinigungen, Zünfte usw. ihren eigenen Botendienst.

Im alten Herzogtum Württemberg lag der Botendienst um die Mitte des 15. Jahrhunderts in den Händen der Weßger. Durch die sog. „Meßgerposten“ wurden die Nachrichten durch das ganze Land verbreitet.

Eine große Wende im deutschen Postwesen setzte ein, als 1520 unter Karl V. Joh. Baptista v. Taxis zum Generalpostmeister der niederländisch-deutschen Post ernannt wurde. Die Taxis haben dann später versucht, die Ernennungsurkunde so auszulegen, daß ihnen dadurch das Postwesen in ganz Deutschland zur alleinigen Verwaltung übergeben worden sei. Am 6. November 1597 wurde dann die Post als kaiserliches Regal erklärt und jedermann zur Benutzung der Post aufgefordert. Der Erlaß stieß jedoch verständlicherweise auf erheblichen Widerspruch von seiten einzelner Reichsfürsten, die eigene Botenanstalten unterhielten und sich dadurch in ihren Interessen geschädigt fühlten.

1615 übernahm Lamoral v. Taxis für sich und seine männlichen Nachkommen die Post als Erbmannslehen, wobei er die Verpflichtung übernahm, die Briefe der Reichsstädte ebenfalls kostenfrei zu befördern und eine Poststrecke Wien—Münster—Röh (wo die österreichische Post begann) einzurichten. Damit war der weiteren Entwicklung des deutschen Postwesens der Weg geebnet.

Seit wann gibt es eigentlich Briefmarken? Die Briefmarken, wie wir sie noch heute verwenden, ist englischen Ursprungs. Die erste Idee zur Schaffung einer Freimarkte stammt von dem Besieger des „Dunbar Chronicle“, Cholmers, der bereits im Jahre 1834 den Vorschlag zur Einführung einer aufklebbaren Postmarke machte. 1839 wurde dann der Vorschlag Cholmers anläßl. der Durchführung der holländischen Postreform in die Tat umgesetzt. Man fertigte gestempelte Briefbogen und gestempelte Umschläge an und endlich aufklebbare Marken. Die erste englische Briefmarke wurde von einem Londoner Kupferstecher angefertigt, sie trug das Bildnis der Königin Victoria.

Während sich in den zivilisierten Ländern das Postwesen mit rasender Schnelligkeit entwickelt hat und heute die Post fast allen anderen Behörden an Fortschrittlichkeit weit voraus ist, haben sich an verschiedenen Stellen der Welt noch ganz merkwürdige Postsituationen erhalten. Den kuriossten Postverkehr finden wir auf Haiti. Hier muß man merkwürdigerweise dem Briefträger den Brief, den er uns bringt, abkaufen. Der schwarzgelockte Inselbewohner wiegt den Brief bedächtig in der Hand und nennt dann den Preis. Merkt er, daß der Brief für den Empfänger besonders wichtig ist, so schraubt er rasch den Preis heraus. Diese erheiternde Sitte erklärt sich aus der Tatsache, daß der Briefträger auf Haiti kein Gehalt bekommt und auf den Verkauf der Briefe angewiesen ist. Ist dem Empfänger der Preis zu hoch, dann bietet er den Brief eben dem Nachbar oder der Konkurrenz an.

Da gibt es ein Postamt sozusagen am Ende der Welt. Es liegt auf der Charles-Insel, die zu den Galapagos-Inseln gehört. Dieses Postamt hat keinen Beamten und keinen Schalter — es besteht einfach in einer Blechtonne. Alle Briefträger, die die Insel berühren, machen von dem Postamt Gebrauch, sie nehmen die Briefe mit zu nächsten festländischen Poststation.

Der Punkt



33

auf den es ankommt, ist Tabak. Die neue

Sechzehn O-M

der Bulgaria enthält die Tabake, die den Ruf begründen:

Was Bulgaria bringt muss gut sein

Besuchskarten - Verlobungskarten
Dankkarten
liefert in geschmackvollster Ausführung
Buchdruckerei Friedrich May G.m.b.H.



Scherl-Bildmaternendienst

Neuer Chef des SS-Hauptamtes.

Der Reichsführer der SS, Himmler, hat den bisherigen Chef des SS-Hauptamtes, SS-Gruppenführer Wittke, aus gesundheitlichen Gründen auf eigenen Wunsch von seinem Amt entbunden. Sein Nachfolger wurde der bisherige Führer des SS-Oberabschnitts Rhein, SS-Gruppenführer Heilmeyer.

Aus Sachsen.

Erzeugerpreise für Speisekartoffeln.

Dresden, 20. Mai. Die Hauptvereinigung der deutschen Kartoffelwirtschaft hat mit Zustimmung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft, des Reichskommissars für Preisüberwachung und des Reichsnährstandes angeordnet, daß der in den einzelnen Landesbauernschaften festgesetzte Erzeugermindestpreis für Speisekartoffeln bis zum 15. Juni 1935 auch als Erzeugerhöchstpreis gilt.

Stallbegehungen.

Dresden, 17. Mai. Wie die Landesbauernschaft Sachsen mitteilt, werden bis etwa Mitte Juli in den Kreisbauernschaften Stallbegehungen abgehalten, um Tierzucht- und Stallfragen allgemeiner Art zu klären. In den einzelnen Kreisbauernschaften sind zu diesem Zweck Ausschüsse gebildet worden, die in jeder zur Besichtigung vorgesehenen Ortsbauernschaft aus dem Ortsbauernführer, dem Ortsbe-

auftragten für Wirtschaftsberatung und einem dem Ausschuß zugewiesenen Züchter aus der Kreisbauernschaft bestehen. In jeder Kreisbauernschaft sollen etwa 25 Ortsbauernschaften besichtigt werden. An die Besichtigung schließt sich am Abend eine allgemeine Aussprache an, an der Betriebsführer und Besorgerschaft teilnehmen sollen. — In Verbindung damit soll nach Möglichkeit ein Dorfabend veranstaltet werden.

Dresden, 19. Mai. Von Zechgenossen überfallen und beraubt. Am Sonnabend gegen 1/4 Uhr morgens wurde auf dem Freiburger Platz ein Mann von 3 Männern, die er zuvor in einer Gaststätte am Fischhofplatz kennengelernt hatte, niedergeschlagen und seiner Burschenschaft in Höhe von 70 Mark beraubt. Ehe der Ueberfallene, der für kurze Zeit das Bewußtsein verloren hatte, wieder zur Besinnung kam, waren die Täter verschwunden. In ihrer Begleitung sollen sich zwei Frauen befunden haben.

Dresden, 20. Mai. Opfer des Verkehrs. Am Sonnabend verunglückte Ede Dürrer-Eliasstraße ein Kraftfahrer dadurch, daß er mit einem Radfahrer zusammenstieß und zum Sturze kam. Mit schweren Verletzungen wurde er dem Rudolf-Hey-Krankenhaus zugeführt. — Am Sonntag früh fuhr auf der Bergstraße ein 55 Jahre alter Straßenmeister mit seinem Fahrrad infolge Reifendruckes gegen eine Mauer und zog sich schwere Kopfverletzungen zu. — Am Sonntag nachmittag stieß auf der Hüblerstraße ein Radfahrer mit einem Straßenbahnwagen zusammen und wurde schwer verletzt. Die beiden Verunglückten wurden ins Rudolf-Hey-Krankenhaus gebracht.

Dresden, 20. Mai. Unnatürliche Mütter. Am Mittwoch fand ein Arbeiter beim Räumen einer Schleuse in der Ostarkstraße im Fangkorb die Leiche eines neugeborenen Kindes männlichen Geschlechts. Bei ihren Ermittlungen wurde die Kriminalpolizei auf eine in der Tiergartenstraße wohnhafte Frau aufmerksam, die im dringenden Verdacht stand, heimlich geboren und ihr Kind beseitigt zu haben. Sie wurde vorläufig festgenommen. Nach längerem Leugnen wurde sie überführt, daß sie am 4. d. M. heimlich entbunden hat. Ihr Kind, ein Mädchen, das nach ihrer Darstellung nicht gelebt haben soll, hatte sie in dem Garten ihres Wohngrundstückes vergraben. Die Leiche wurde von der Kriminalpolizei etwa 50 Ztm. unter der Erde gefunden und zur gerichtsarztlichen Untersuchung sichergestellt. Als Grund ihrer Handlungsweise gab die Festgenommene an, daß sie mit ihrem Ehemann in Scheidung lebe und er nicht der Vater des Kindes sei. — Die Mutter des in der Ostarkstraße aufgefundenen Kindes konnte bisher nicht ermittelt werden.

Öffentlicher Haushalt um drei Milliarden verbessert.

Der Reichsfinanzminister über Finanzen und Wirtschaft.

Gerüchte über eine Wehrabgabe energisch zurückgewiesen.

Berlin, 18. Mai.

In der Lesinghochschule sprach Freitag abend vor einem sehr zahlreichen Hörerkreis der Reichsminister der Finanzen Graf Schwerin von Krosigk über das Thema: „Öffentliche Finanzen und Wirtschaft“.

Der Minister untersuchte die Maßnahmen, die in den einzelnen Ländern zur Bekämpfung der Weltkrise ergriffen worden sind, sowohl die privatwirtschaftlichen als auch die staatswirtschaftlichen, wie Deflation, Währungsentwertung, Zinsenkung, steuerliche Entlastung und Arbeitsbeschaffung.

Abwertung der Währung

überzugehen, erklärte er, es sei ein großer Unterschied, ob ein Land eine Währungsabwertung vornimmt, das keine in fremder Währung eingegangenen Auslandsschulden habe, das den größten Teil der benötigten Rohstoffe aus Ländern seiner eigenen Währung bekomme und über einen großen Devisenvorrat verfüge, oder ob dies ein Land tue, dem diese Voraussetzungen fehlen und in dem außerdem eine begreifliche Abneigung gegen Währungsexperimente bestehe.

Zu den Maßnahmen auf steuerlichem Gebiet meinte der Minister nach einem Hinweis auf die Konjunkturbedingtheit der öffentlichen Einnahmen, daß man die Wirtschaft nicht nur besteuern, sondern auch durch die Steuerpolitik steuern könne.

das Gerücht, daß die Reichsregierung eine Wehrabgabe einzuführen beabsichtige, energisch zurück.

Eine weitgehende Senkung der Steuern werde allerdings vorläufig nicht möglich sein. Es seien noch Krisenreste vorhanden, die beseitigt werden müßten, und es lägen vor uns große Aufgaben nationaler und wirtschaftlicher Art sowie Vorbereitungen, die man mit der Arbeitsbeschaffungsarbeit überkommen habe.

In Krisenzeiten müsse man an Arbeiten herangehen, die nur vom Staat geleistet werden könnten: große Reparaturen, Straßenbauten, Siedlungen, alles das, was nationalwirtschaftlich zweckmäßig und notwendig sei.

Öffentlichen Finanzen sei mit Rücksicht auf diese Vorbereitungen äußerste Sparsamkeit höchste Pflicht.

Zwei Zahlen, die die ganze Entwicklung der beiden letzten Jahre klarstellen, nannte der Minister: Die Ausgaben für Arbeitslosenunterstützungen sind um 1 Milliarde Mark zurückgegangen; die Einnahmen aus Arbeitslosenunterstützungen sind um 1 1/2 Milliarden Mark angewachsen.

Wie der Minister weiter ausführte, ist aus dem Arbeitsbeschaffungsprogramm noch ein Arbeitsvorrat von etwa 1 1/2 Milliarden Mark vorhanden. Die neu erworbene Wehrhoheit stelle eine gewisse neue Auftragsquelle für die Wirtschaft dar. Die Beförderung in den öffentlichen Haushalten habe es ermöglicht, wieder in stärkerem Umfange laufende Mittel für sächliche Zwecke der Gemeinden, der Länder und des Reiches bereitzustellen.

Zur Frage der Ein- und Ausfuhr erklärte der Minister, Deutschland liege nichts an einer Beschränkung, es sei vielmehr an einer Ausdehnung des Welt Handels interessiert. Die Autarkie sei kein Ideal und kein Ziel für uns, sondern lediglich eine zeitweise Notwendigkeit.

Dabei müßten die internationalen Schulden in verständiger Weise gedeckt werden. Deutschland wolle nicht ein schlechter Schuldner sein; es wolle sich nicht um die Rückzahlung privater Anleihen drücken; aber es müsse verlangen, daß der Zinsfuß auf ein Maß

herabgesetzt werde, bei dem Risikoprämien ausgeschaltet seien und bei dem Deutschland nicht schlechter behandelt werde als andere Länder.

Zum Schluß sprach der Minister von zwei ganz großen Aufgaben und Möglichkeiten, die noch in Deutschland zu lösen seien.

Die Frage des Wohnungsbaues werde in den nächsten Jahren sehr brennend sein. 1934 habe Deutschland einen Zuwachs von 470 000 neuen Haushalten gehabt.

Deutschland wolle seine großen Aufgaben in Ehren, aber auch in Frieden lösen. Wenn der Glaube und der Wille da seien, würden alle Berge der Schwierigkeiten überwunden.

Aus Sachsen.

Großschönau, 20. Mai. 102 Jahre alt. Am 18. Mai vollendete die in Herrenwalde wohnhafte Frau Marianne verw. Bach ihr 102. Lebensjahr.

Löbau, 20. Mai. Das Löbauer Lausitz-Fest. Nach dem nunmehr vorliegenden Programm für die Löbauer Festlichkeiten anlässlich der 300jährigen Zugehörigkeit der Lausitz zu Sachsen werden die Veranstaltungen mit der Eröffnung einer Portraitausstellung am Pfingstsonntag eingeleitet.

Abends wird die Stadt festlich illuminiert sein. Der 2. Pfingstfeiertag steht ganz im Zeichen des Oberlausitzer Schützenwesens.

Bei blitzschnell hereinbrechender Not und Verwirrung jagt sich am besten, was der Mensch ist und was er kann.

LUDW. MANFR. LOMMEL u. FRITZ MARDICKE

Paul Neugebauer aus Runxendorf

(40. Fortsetzung.)

„Gut, Paul!“ erklärte Hermann stolz. „Ich kann schon ein Stück spielen!“

„Donnerwetter, Donnerwetter! Du überrascht mich, Hermann! Du bist ja ein musikalisches Wunderkind! Was kannst denn spielen?“

„Die Tonleiter!“ erklärte Hermann stolz, und Paul hielt sich den Bauch vor Lachen.

„Die Tonleiter?“

„Ja... so... a-b-c...!“

„Ree, Hermann, die geht anders! Jetzt verwechselst du die Tonleiter mit dem ABC. Aber ist ja egal. Also du kommst vorwärts! Hoffentlich kommt aber die Pauline nicht auf den Gedanken, Klavierspielen zu lernen! Du, Hermann... das muß ich mir ausbedingen... Pauline darf nicht Klavierspielen lernen!“

„Da hat sie gar keine Lust dazu. Aber bleibt dein Klavier dann hier in dem Häuschen?“

„Klar, Hermann!“

„Was machst du dann mit dem Häuschen?“

„Das vermiete ich an Dufemann und Trudchen! Hermann, ich glaube, zwischen denen stimmt's schon! Die werden ein Paar! Und die passen auch zusammen!“

„So wie du zur Pauline paßt, Paul!“ stimmte Hermann überzeugungsvoll bei, und Paul guckte dumm, denn er wußte nicht, ob er das als ein Lob oder eine Berichtigung seiner Persönlichkeit auffassen sollte.

meint, er sei ja ein verträglicher Kerle, aber eine Schwiegermutter auf dem Hofe, wenn die mitkommandiert... das würde zu Unzuträglichkeiten führen!

Einen Moment ist Bertha verärgert. „Sd, das hat er gesagt!“

„Ja! Er hat gemeint, die Bertha weiß meine große Hochachtung vor ihr, sie weiß, daß ich sie für ein gutes und tüchtiges Frauenzimmer halte, aber sie ist noch zu jung, um nun mich mit der Pauline allein wirtschaften zu lassen! Er meint, ob man wolle oder nicht... eben... zwei harte Steine mahlen nicht... und... du hättest doch noch das kleine Gut von deiner Schwester! Und du solltest der Pauline oder ihm — wie du es willst, den Hof übergeben und das kleine Gut bewirtschaften.“

„Ausgeschlossen!“

„Er meint: Bertha ist eine Herrschernatur, sie wird sich an zweiter Stelle nicht wohlfühlen, und er möchte doch die Pauline so sehr glücklich machen! Ihm ist's ja nicht um das Geld, das Gut, zu tun... nee, nee, Bertha... da kennst du Paul schlecht... er will doch bloß die Pauline recht glücklich machen!“

Bertha war milder gestimmt. Der Paul hatte schon recht. An zweiter Stelle stehen, das paßte ihr nicht.

„Ich werd' mir's überlegen!“ sagte sie und beschloß, erst mit dem Oberinspektor zu reden.

Bertha ging gleich aufs Ziel los. Sie setzte dem Oberinspektor auseinander, daß sie zu der Einsicht gekommen wäre, daß Pauline doch zu jung für ihn sei, und daß sie einen anderen liebe.

Der Oberinspektor nickte freundlich und sagte: „Das habe ich langsam gemerkt, Frau Sensleben! Aber... wie wäre es nun mit uns beiden?“

Frau Bertha fand keine Worte, so erstaunt war sie.

„Sie... Sie wollen mich heiraten?“

„Ja, Frau Sensleben, wir passen im Alter gut zusammen! Ich habe mein schönes Einkommen, und wir können uns irgend woanders eine kleine Klitsche kaufen und sehr glücklich sein!“

„Ja, Herr... Herr Runge... mir ist ganz toll im Kopf... mich alte Frau!“

„Ich bin noch was älter, Frau Sensleben! Ich hab' Sie schon gelernt. Sie verstehen mich gut, und das ist mir die Hauptsache!“

Bertha wurde mit einem Male ganz ruhig. „Mir gehört ja noch so ein kleines Gütle! Das habe ich damals von meiner Schwester geerbt! Ich wollte ja das Gut hier meiner Tochter übergeben und auf das Gütle ziehen! Es ist im Nachbardorfe!“

Paul erhielt durch Hermann Nachricht, daß er willkommen sei.

Er kam! Paul warh um Pauline, aber er hatte sich zugleich seinen Freund, Doktor Schröder aus Postenau, mitgebracht, der sich dort als Rechtsanwalt recht und schlecht durchschlug.

Der Ehevertrag wurde aufgesetzt und unterzeichnet. Paul war da für Ordnung, und Bertha schätzte das, sie erkannte, daß sie Pauline einem überlegenden Menschen gab, nicht so einem Hallodri, der sich seines Wertes nicht bewußt war.

Als das Geschäftliche erledigt war, wurde Pauline gerufen, und sie kam, rot wie Katschmohn, ins Zimmer und lag bald in Pauls Armen.

Frau Bertha kamen die Tränen, als sie die jungen Leute so treu vereint sah.

Sie dachte an ihre eigene Liebes- und Brautzeit! So viel Liebe hatte es da nicht gegeben!

Am nächsten Tage kam der Mühlenbauer aus Brimken-dorf zu Paul. Er lachte behaglich über das ganze Gesicht, als er über die Schwelle trat.

„Hast du's geschafft, Paul?“

Paul nickte lachend und rief munter: „Jawohl, Robert... der Ehekontrakt ist geschlossen, und morgen ist Verlobung.“

„Junge, Junge... das haste großartig gemacht! Also meine Hochachtung!“

„Deine tausend Later, Robert...!“

„Die behalt' mal jezt, Paul!“ erklärte der Mühlenbauer ruhig, als er Platz genommen hatte. „Wirst jezt Geld brauchen! Mußt doch ein nobler Bräutigam sein! Den schönsten Ring, das schönste Kleid muß Pauline kriegen! Das ist dir doch klar!“

„Ja, ja, Robert! Du bist ein guter Mensch!“

Robert Mühlner sah ihn nachdenklich an. „Also jezt hast du es geschafft! Wie Hochachtung, Paul! Die ganze Gegend hat gespannt gewartet, was draus wird, ob die Bertha nachgibt. Und sie hat...!“

„Rein, das ist ein Irrtum, Robert! Die Bertha hat nicht nachgegeben. Eher hätte sich die Erde verfehrt rumgedreht, ehe Bertha mir die Pauline als armen Teufel gegeben hätte. Daran ist nur der Lotteriegewinn, den ich nicht habe, schuld!“

„Paul, du hast recht! Was wird denn die Bertha sagen, wenn sie es mal erfährt?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Heimatzeitung.

Aus Bischofswerda und Umgegend.

Bischofswerda, 20. Mai.

140 Jahre F. G. Franke.



Das Geschäftshaus nach dem Umbau 1933.

Die älteste Firma unserer Stadt, die durch ihren Spirituosenhandel auch in weiten Kreisen Ostschlensens bekannte Kolonialwaren-, Wein- und Spirituosenhandlung, F. G. Franke, kann heute auf ihr 140jähriges Bestehen zurückblicken. Am 20. Mai 1795 eröffnete der Kaufmann und Senator Friedrich Gottlob Franke die Firma in dem von ihm im Jahre zuvor erworbenen Hausgrundstück Bauhener Straße 20, wo sich das Geschäft heute noch befindet. Es hat sich dann stets vom Vater auf den Sohn vererbt. Im Jahre 1840 übernahm der Sohn des Gründers Friedrich Gustav das Geschäft, und im Jahre 1873 ging es wieder auf dessen Sohn Heinrich Gustav über. Nach dessen Hinscheiden im Jahre 1902 führte die Witwe Frau Fanny Franke, der es vergönnt ist, das Jubiläum heute mit feiern zu können, das Geschäft bis 1919, wo es dann der aus dem Weltkrieg zurückgekehrte älteste Sohn Friedrich Gustav Franke über-



Das Geschäftshaus Hauptstr. 21 in Bischofswerda.

nahm. Das Kaufmannsgeschlecht der Franke ist schon seit 1646 in unserer Stadt ansässig. Stets haben seine männlichen Mitglieder regen Anteil an dem Geschick ihrer Vaterstadt genommen, was auch daraus hervorgeht, daß der Gründer der Firma dem Senat der Stadt angehörte. Auch Sohn, Enkel und Urenkel waren dann im Laufe der Zeit im Stadterordnetenkollegium oder in städtischen Ausschüssen für das Wohl der Stadt tätig. Im Jahre 1813 wurde das Geschäft von den Franzosen geplündert, das Anwesen ging mit der Stadt in Flammen auf. Die Familie Franke mußte wie die gesamte Einwohnerschaft Bischofswerdas in den Wäldern am Baltenberg Zuflucht suchen. Aber mit Gottvertrauen, Zuversicht und deutscher Tatkraft wurde nach dieser schweren Prüfungszeit die Firma F. G. Franke wieder zu neuem Blühen gebracht. Das Vertrauen, das schon der Gründer der Firma in weiten Kreisen in Stadt und Land sich erworben hat, haben seine Enkel verstanden, zu erhalten und zu festigen. In einem Schauensier des Geschäftshauses ist das Delbild des ehrwürdigen Gründers der Firma ausgestellt. Möge der Firma F. G. Franke noch weiteres Blühen und Gedeihen beschieden sein.

Der Frühjahrsmarkt, der bei günstigem Wetter gestern begann, hat seine alte Anziehungskraft auf die Landbevölkerung wieder gezeigt. Auf dem Rummelplatz am Schützenhaus herrschte ein Massenverkehr und die dortigen Wadenbesitzer und Schausteller dürften die hauptsächlichsten Nutznießer des Jahrmarktes sein. Auch in der Wadenstadt am alten Sportplatz herrschte ein außerordentlich starker Verkehr; auf der Brücke über den Mühlkanal war andauernd ein beständig bedrängtes Gedränge. Eine Kauflust trat aber wenig in Erscheinung. In der Stadt war zwar der Verkehr etwas reger wie an gewöhnlichen Sonntagen, von einem Marktgeschäft kann aber nicht gesprochen werden, die meisten Geschäfte hatten, wie man allgemein hört, nur geringe Einnahmen. Auch in den Gastwirtschaften war der Verkehr schwach. Hoffentlich bringt der heutige Montag noch eine Geschäftsbelebung.

Schadenfeuer. Sonntagabend gegen 9 Uhr brach in der Eisengießerei Abteilung Kernmacherei der Armaturenfabrik Bulschke & Hebenstreit ein Dachstuhlbrand aus. Durch das sofortige Eingreifen der Fabrikfeuerwehr wurde in kurzer Zeit das Feuer auf seinen Herd beschränkt. Etwa 55 Quadratmeter Dachraum sind angebrannt. Die am Brandplatz erschienenen hiesige Freiwillige Feuerwehr und die auswärtigen Wehren brauchten nicht mehr in Tätigkeit zu treten.

Der Thepistarren? Wer weiß eigentlich, was ein Thepistarren ist? Daß dieser Karren irgendwie mit dem Theater zusammenhängt, ahnen wohl viele. Aber die allerwenigsten unserer Arbeitstameraden kennen den eigent-

Dienstag, abends 8 Uhr, alles vor den Rundfunk!

Morgen Dienstag abend 8 Uhr wird der Führer vor dem Reichstag eine von der ganzen Welt mit Spannung erwartete Erklärung zur Außenpolitik geben.

Die für eine Reichstagsführung sonst ungewöhnliche Zeit ist gewählt worden, damit jeder Volksgenosse die hochbedeutende Erklärung des Führers am Rundfunk mit anhören kann.

Darum, versammelt euch alle morgen abend vor dem Rundfunk zu Hause, bei Nachbarn oder in den Gastwirtschaften! Auch in der Turnhalle, Bauhener Straße, ist Gelegenheit gegeben, die Rede des Führers zu hören. (Siehe parteiamtl. Bekanntmachung.)

lichen Ursprung. Wir müssen weit zurückgreifen bis zur Blütezeit des alten Griechenlands. Der Ueberlieferung nach gab es da einen Mann, der Thepist hieß, und zugleich als Schöpfer der Tragödie gilt, weil er als erster den Chören einen Schauspieler gegenüberstellte. — Vor ihm traten auf den Theatern nur Chöre auf. Durch die Einfügung eines Einzelsprechers — eines Schauspielers — wird Theater in unserem Sinne geschaffen. Mit einem Karren, dem Thepistkarren, soll Thepist von Ort zu Ort gezogen sein, um Theater zu spielen. Thepist ist also der Begründer unserer Wanderbühnen. Soweit die Geschichte; was für eine Komik und beherzigenswerte Wahrheit aber das Stück vermittelt, das in einem Gastspiel des Dresdner Komödienhauses uns am kommenden Donnerstag geboten wird, davon werden wir morgen berichten.

Vortrag. Am Sonnabendabend sprach H. G. Strick, Breslau, im großen Saal über das geistige, volks- und staatsrechtliche Wirken der „überstaatlichen Mächte“ Rom (Jesuiten) und Juda, und den völkischen Abwehrkampf des Feldherrn Ludendorff gegen diese Mächte. Der Redner hob eingangs hervor, daß erst spätere Geschlechter Ludendorff, den Reichsminister Dr. Goebbels anlässlich des 70. Geburtstages in seinem Glückwunschtelegramm als mutigen Bekämpfer einer neuen völkischen Weltanschauung und unerbittlichen Streiter im Kampf gegen die überstaatlichen Mächte bezeichnete, für diesen großen Abwehrkampf, der vielfach noch nicht verstanden werde, danken werden. Er kennzeichnete dann das Wesen der Juden bzw. der überstaatlichen Mächte. Dem Judenkind wird schon in seiner frühesten Jugend alles über sein Volk und seine Ahnen gelehrt, die ihm Vorbild sein sollen. Es lernt, daß das jüdische Volk das „auserwählte“ seines Nationalgottes Jehova ist und wie die Juden von jeher durch List und List und andere Völker überwand. Man könnte den Judenkindern noch soviel vom nordischen Heldentum erzählen, sie würden immer handeln wie ihre Ahnen Abraham, Isaak und Jakob. In bezug auf die Frage des Blutbewußtseins erklärte der Redner, daß Bastarde fleischlich immer verkommen seien, da sie zweierlei Erbgut haben, so daß ein reines Erbgut nicht mitreden könne. Der Vortragende streifte dann den jüdischen Einfluß der vergangenen Zeit in Deutschland. Die deutsche Volkseele warf 1914 alles Fremde ab. Doch 1918 wurde alles wieder verschüttet. Juda und die Jesuiten wollten durch den Schandvertrag von Versailles Deutschlands Geschick endgültig besiegeln. Ein früherer französischer Generalkonsul schrieb in einem Buch, daß Deutschland besiegt worden ist, weil man den Ratsschlag Ludendorffs nicht befolgt habe und weil die Leiter der damaligen Politik es nicht verstanden haben, die Volksmoral zu erhalten. Nach der Abdankung des Feldherrn Ludendorff veräußerte dieser das Schwert mit der Feder im Abwehrkampf gegen die überstaatlichen Mächte, die die Völker in ein Weltkollektiv treiben wollen. Vor dieser Feder zittern diese Mächte mehr als vor dem Schwert Ludendorffs. Jesuiten und Juden sind sich einig, wenn es gegen den Freiheitswillen eines Volkes geht. Die Juden gingen wenig aus sich heraus. Deshalb dachte man, das Judentum sei zersprengt und in sich nur eine religiöse Gemeinschaft. Nein, die Juden sind ein fleischlich geschlossenes Volk. Sie traten erst in der Nachkriegszeit durch den Freimaurer Rathenau hervor, der den damaligen Reichspräsidenten Ebert zwang, ihm (Rathenau) den Posten des Außenministers zu übertragen. Den Juden gilt heute noch ein Krieg als sittlich, wenn es ein Krieg der Völkerausbeutung und der Völkerverflüchtigung ist und damit die Weisung ihres Nationalgottes Jehova erfüllt. Der Redner geißelte auch die Vorkriegspropaganda der Juden und ihren zersetzenden Einfluß in Politik, Kunst und Kultur, den sie am meisten bei den Völkern erschleichen konnten, wo das Gewissen des Volkes umgeformt worden war. Wenn Deutschland in der Nachkriegszeit einmal seinen Willen zur Freiheit betonte, und sein Recht verlangte, dann schrie das „Weltgewissen“, das aber geschwiegen hatte, als während des Krieges Deutschland ausgehungert werden sollte, als Schlageter hingemordet wurde und als die schwarze Schmach im Rheinland die deutschen Frauen schändete. Als Deutschland am 16. März 1935 durch das Gesetz die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verfügte, um im Fall eines Angriffes sein Volk verteidigen zu können, als es damit sein Recht und seine Ehre wiederherstellte, da schrie auf einmal das „Weltgewissen“ dieser überstaatlichen Mächte wieder auf. Nachdem der Vortragende das Gebiet der christlichen Religion und die Art, das Wesen und die Anschauung unserer germanischen Vorfahren gestreift hatte, behandelte er im zweiten Teil die deutsche Gotteschau nach Ansicht der Frau Dr. Matthilde Ludendorff, die dazu berufen sei, die Macht jener überstaatlichen Mächte zu brechen.

Schaben sind Bakterienträger. Besonders lästiges Ungeziefer sind die Schaben, oft fälschlich „Schwaben“ genannt. Sie finden sich in Küche und Speisekammer, Heizungs- und Vorratskeller. Als Allesfresser suchen diese Käfer Ausgüsse, Müllimer und Spudnäpfe auf und können deshalb auch als Ueberträger von Krankheitskeimen gefährlich werden. Für die Bekämpfung ist es wichtig, den Schaben nach Möglichkeit alle Nahrung zu entziehen. Lebensmittel und Abfallstoffe sind dicht verschlossen und die Ausgüsse frei von Speiseresten zu halten. In die als Versteck dienenden Spalten und Ritze läßt man reichlich Insektengift, oder man streue, wobei Vorsicht zu beachten ist, als Gifttrocken ein Gemisch von Wehl oder feinem Zucker mit Borax zu gleichen Teilen. Eine bewährte Fangmethode be-

steht darin, daß man abends Biergetränkte Bappen auslegt. Die Schaben sammeln sich darunter und können am nächsten Morgen vernichtet werden. Beim Massenaustreten dieser Schablinge ist es ratsam, einen Kammerjäger beizuziehen.

Neukirch (Gaußig) und Umgegend.

Neukirch (Gaußig), 20. Mai. Gemeinschaftsempfang. Alle Volksgenossen müssen selbstverständlich am Dienstag sich die Führerrede anhören, die er vor den Reichstagsmitgliedern hält. Für diejenigen, welche das weder zu Hause noch bei Bekannten tun können, ist Gemeinschaftsempfang eingerichtet worden. Sie können sich vor 8 Uhr abends einfinden in der Pestalozzischule oder im Sitzungssaal des Gemeindeamtes. Um die Ruhe nicht zu stören, wird um rechtzeitiges Dasein gebeten.

Neukirch (Gaußig), 20. Mai. Handel und Handwerk einst und jetzt. Am Donnerstag, 16. Mai versammelte sich im Hofgericht eine Anzahl Einwohner, um einen Lichtbildervortrag über Handel und Handwerk einst und jetzt in sich aufzunehmen. Nach einer Begrüßung durch den Versammlungsleiter sprach der Leiter des Bauhener Kreises der Arbeitsfront Bauhmann. Er betonte, daß es nicht an den Zeiten liege, wenn man von ihnen sage, sie seien schlecht. Es läge ja an den Menschen, diese Zeiten besser zu gestalten. Man brauche sich nur einmal die Völker der Welt anzusehen, wie sie einander nicht wohlwollend. Sie sehen beim andern nicht das Gute; sondern nur Trennendes. Oft müßte man an den Hund und die Kage denken. Der Materialismus ist zu überwinden, wenn Friede sein soll. Und die Arbeit eines jeden muß so bewertet werden, wie sie es verdient. Nicht der serienmäßige Betrieb kann das Ideal sein. Zu der Zeit war er allerdings, als das Kapital immer möglichst viel Geld scheffeln wollte. Es hätte so sein müssen: wenn eine Maschine 100 Arbeiter brotlos machte, dann hätte eine andere erfunden werden müssen, welche diese 100 Arbeiter ernährte. Nein, es gilt Kulturwerte zu schaffen. Jeder von uns muß produktiv sein. Wir müssen ungestört vom Ausland arbeiten können. Nur der innere Frieden Deutschlands sei eine Garantie für den Weltfrieden. Die Versammlung dankte dem Redner. Dann kam der Lichtbildervortrag. Er zeigte die Seiten der einzelnen Berufe, die einen ganzen Menschen erfordern, die aber vom Außenstehenden leicht übersehen werden. Er zeigte auch, wie der neue Staat dem Mittelstande zu Hilfe kommen wolle, wie er den Handel und das Gewerbe fördere. Nach kurzen Schlussworten war die Versammlung beendet.

Rammenau, 20. Mai. Schwere Motorabsturz. Am Sonntagabend verlor der Fahrer eines mit drei Personen besetzten Beiwagengepannes im 60-70-Km-Tempo auf der Reichsstraße zwischen Rammenau und Hauswalde die Gewalt über sein Fahrzeug, geriet auf die linke Straßenseite, fuhr dort an einem Baum und stürzte in den Straßengraben. Der Fahrer selbst blieb unverletzt, während die beiden Mitfahrerinnen schwere Verletzungen davontrugen. Der kurz darauf die Unfallstelle passierende Omnibus der RVO brachte die Verletzten nach Bischofswerda in die ärztliche Klinik, wo bei einer ein Schlüsselbeinbruch festgestellt wurde, während die andere am späten Abend noch besinnungslos darniederlag und wahrscheinlich innere Verletzungen erlitten hat. Es handelt sich bei den Verunglückten um einen Fahrer aus Dresden, der mit zwei Beidenungen eine Sprittour gemacht hatte, wobei sie in Bischofswerda so tüchtig zechten, daß den zwei Beidenungen mehrmals schief wurde. Der Fahrer ist wahrscheinlich ebenfalls angetrunken gewesen und dürfte dadurch den Unfall verschuldet haben.

Bauhen, 20. Mai. Ein Tierfreund. Am 30. April hielt ein Postkutscher, als ein heftiges Regen- und Graupelwetter einsetzte, in der Flingstraße sein Geschirr an, zog seine Jacken aus und breitete sie fliegend über die Pferde, während er selbst einigen Schutz an einer Mauer suchte. Der Tierchutzverein für Bauhen und Umgegend hat nunmehr dem Kutscher Michael Wöhner, beschäftigt in dem Fuhrgeschäft von Johann Schneider in Bauhen-Seibau für die von ihm unter Zurückstellung seines eigenen Wohlbefindens bewiesene vorbildliche Tierfreundschaft eine Geldbelohnung zugewendet und ein Anerkennungsdiplom überreicht.



Scherl-Bildmaterialdienst Das neue Ostaften-Schiff „Gneisenau“ vom Stapel gelassen.

Die Urenten des großen preussischen Generalfeldmarschalls, Grafen v. Gneisenau, tauchte auf der Weserwerk in Bremen das neue Schiff des Ostaften-Schnelldienstes des Norddeutschen Lloyd auf den Namen „Gneisenau“. Das 1800 Tonnen große Schiff, das wir hier auf der Jungferreise befindlichen Lloydampfers „Scharnhorst“.

Kamenz, 20. Mai. Ein vorgeschicktes Grabfeld. Bereits vor mehreren Jahren hatte man beim Süderoden im sogenannten Salgenbusch bei Straßgräbchen Urnen gefunden. Bei einer jetzt vorgenommenen Nachgrabung an derselben Stelle wurden zahlreiche Urnenscherben zutage gefördert. Es handelt sich offenbar um ein Urnenfeld aus der Bronzezeit (Wilsendorfer Typ), das in der Zeit von 800—500 v. Chr. angelegt worden ist.

Mußsiedl, 20. Mai. Dieb ermittelt. In den letzten Monaten wurden in einer hiesigen Blumenfabrik wiederholt größere Geldbeträge gestohlen. Als Täter ermittelte die hiesige Gendarmerie einen jungen Burtschen aus Langburtersdorf.

Landgericht Bauen.

Niederträchtig misgepielt hatte der 25jährige Kurt Boeck aus Zittau zwei Schwestern seiner Braut. Das ihm entgegengebrachte Vertrauen hatte er dazu benutzt, in der Wohnung seiner zukünftigen Schwiegereltern Diebstähle auszuführen und die Mädchen schwer zu schädigen. Vom Schöffengericht Zittau war er am 13. Februar 1935 wegen schweren Diebstahls zu 9 Monaten Gefängnis und 3 Jahren Ehrenrechtsverlust, sein Freund Artur Oswald Thiemann aus Markersdorf bei Reichenau wegen Hehlerei in zwei Fällen zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Nur Thiemann hatte Berufung eingelegt. Boeck wurde nunmehr als Zeuge vernommen. Vor der Großen Strafkammer gab er zu, daß er am 13. Dezember 1934 in der Wohnung seiner Braut eine Kiste mit den Ersparnissen der einen Schwester in Höhe von 252 RM. gestohlen, die Kiste am Mandauerdamm in Anwesenheit Thiemanns zertrümmert und von dem Gelde dem Thiemann 152 RM. ausgehändigt habe. Dieser hätte davon einen Teil zum Schulden bezahlen verwenden sollen. Das übrige hätten sie beide bei gemeinsam unternommenen Bierreisen in kurzer Zeit verbraucht. Am 21. Dezember habe er aus einem verschlossenen Schrank der anderen Schwester der Braut einen Geldbetrag von 170 RM. gestohlen, nachdem er den Schrank gewaltsam geöffnet habe. Auch dieses Geld habe er mit Thiemann bis zum 23. Dezember durchgebracht. Thiemann habe hierüber aber nichts in die Hände bekommen. Deshalb hielt in diesem Falle das Berufsgericht eine Hehlerei nicht für vorliegend. Das frühere Urteil betreffs Thiemann wurde aufgehoben und dahin abgeändert, daß er wegen Hehlerei in einem Falle mit derselben Strafe von 3 Monaten Gefängnis belegt wurde.

Einer Urkundenfälschung schuldig gemacht hatte sich Josef Scholze aus Schweinert, jetzt in Radibor wohnhaft. Er hatte sich einen Krankenschein ausstellen lassen, daß er vom 9. bis 14. Februar 1935 arbeitsunfähig gewesen sei. Diesen Schein hatte er nicht von dem Kassenarzt Dr. med. Witt in Bauen unterzeichnen lassen, sondern selbst die Unterschrift „Witt“ darunter geschrieben. Scholze hatte trotzdem 9 RM. Krankengeld von der Ortskrankenkasse in Reichenau ausgezahlt erhalten. — Schädigungen öffentlicher Kassen werden jetzt streng bestraft. Scholze erhielt 3 Monate Gefängnis unter Anrechnung der erlittenen Untersuchungshaft.

In hartem Kampf gerungen hatte der bisher unbefleckte 46 Jahre alte Alwin Oskar Müller aus Bauzig um das Fortbestehen seines Geschäftes und die Existenz seiner starken Familie. Die allgemeine wirtschaftliche Notlage nach dem Kriege hatte die Grundlagen seines Unternehmens untergraben, er war unverschuldet dazu getrieben worden, im Jahre 1928 seinen Konturs anzumelden. Dann war das Geschäft von ihm auf den Namen seiner Frau weitergeführt worden. Der Hauptlieferant hatte aber nur noch Kundenwechsel in Zahlung genommen. — Um weiterhin noch Rohstoffe für seine Fabrikation zu erhalten, hatte Müller ohne Wissen seiner Frau dem Lieferanten Wechsel in Zahlung gegeben, auf die er den Namen seiner Frau und

als Akzeptanten die Namen anderer Personen geschrieben hatte. Diese angeblichen „Kundenwechsel“ waren von ihm immer pünktlich eingelöst worden. Erst in letzter Zeit waren die Fälschungen herausgekommen. Einen dauernden Schaden hatte der Lieferant nicht erlitten, zumal auch für den Rest der Wechselverbindlichkeiten Sicherheit gegeben ist. Der Lieferant hatte dann auch dem Gericht die Erklärung abgegeben, daß er an einer Bestrafung Müllers kein Interesse habe. Das konnte eine Verurteilung aber nicht abwenden. Das Gericht billigte dem Beschuldigten im weitesten Maße mildernde Umstände zu. Müller erhielt 4 Monate Gefängnis.

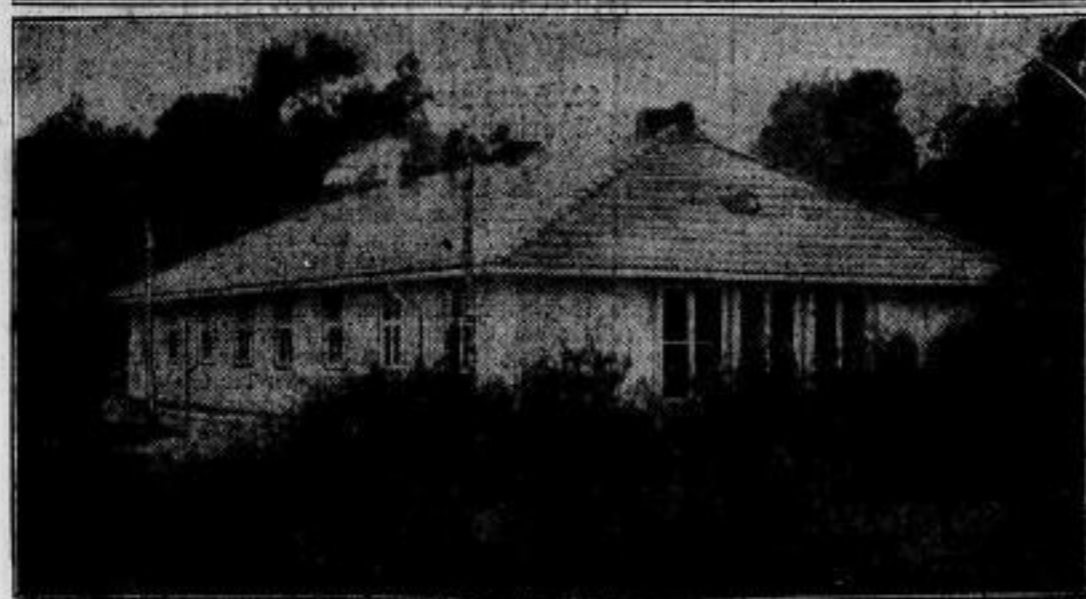
Nummernzwang für Anhänger kommt!

In einem soeben veröffentlichten Erlaß gibt der Reichs- und preussische Verkehrsminister seine Absicht bekannt, auch für Anhänger das vom Kraftfahrzeug her bekannte Nummernschild vorzuschreiben. Bisher konnte unter gewissen Voraussetzungen von der Kennzeichnung der Anhänger abgesehen werden. Mit der allgemeinen Einführung des Kennzeichens für Anhänger wird nun aber nicht etwa ein besonderes behördlich. Verfahren notwendig, auch keine Zuteilung von Kennzeichen an Anhänger, sondern es genügt, daß die Polizeinummer des Kraftwagens auch am Anhänger angebracht wird. Soll der Anhänger hinter verschiedenen Kraftfahrzeugen mitgeführt werden, muß die Nummer allerdings ausgetauscht werden. Der Reichs- und preussische Verkehrsminister erwartet, daß Hersteller von Anhängern und Verkehrstreiber bereits jetzt in richtiger Würdigung der damit verfolgten Ziele, ehe der Nummernzwang eingeführt wird, die geplanten Bestimmungen freiwillig durchführen. Der Erlaß ist im Reichsverkehrsblatt, Ausgabe B Nr. 12 abgedruckt.



Scherl-Bildmalerndienst

Für 3,60 Mark von London nach Paris geflogen. Der bekannte österreichische Segelflieger Robert Kronfeld unternahm mit seinem Segelflugzeug, das mit einem Motorradmotor von 5 PS ausgerüstet ist, einen Flug von London nach Paris. Für den ganzen Flug, der unter ungünstigen Wetterbedingungen nur für etwa 6 Schilling (3,60 Mark) Treibstoff. Er dürfte also die billigste Kulturreise dieser Art durchgeführt haben. Man sieht auf unserem Bild Kronfeld vor seinem Flugzeug, an dem man deutlich den kleinen Motor erkennt. Rechts: Frau Kronfeld.



Das erste Probehaus für das Olympische Dorf in Berlin.

2000 Arbeiter sind in der Nähe des Kruppenschießplatzes in Berlin mit dem Aufbau des Olympischen Dorfes beschäftigt. Etwa 150 Wohnhäuser werden im kommenden Jahre für die olympischen Sportler bereitgestellt. Auf unserem Bild sieht man ein Probehaus im Olympischen Dorf, das von der Wehrmacht für die Teilnehmer an den Olympischen Spielen gebaut wurde.

Scherl-Bildmalerndienst

Am Sonntag wählte die Tschechoslowakei ein neues Parlament.

Am Sonntag, den 19. Mai, wurden in der Tschechoslowakei die Wahlen für das neue Parlament vorgenommen. Unser Bild zeigt eine der letzten Kundgebungen, die die Subotenslawische Heimfront in Brüno veranstaltete und bei der der Führer der Subotenslawischen, Konrad Henlein, gesprochen hatte.

Scherl-Bildmalerndienst

Die Zivilprozesse werden kürzer.

Auf Grund der Maßnahmen zur Beschleunigung und Verbesserung der Zivilrechtspflege ist auch gegen früher eine erhebliche Verkürzung der Dauer des einzelnen Prozesses eingetreten. Von den im Jahre 1934 durch Endurteil beendigten gewöhnlichen Zivilprozessen haben, wie Ministerialrat Staub vom Reichsjustizministerium in der „Deutschen Justiz“ mitteilt, bei den Amtsgerichten 71,3 vom Hundert weniger als drei Monate gedauert. In den vorangegangenen Jahren und auch vor dem Kriege waren es nur rund 50 Prozent. Bei den Landgerichten erster Instanz dauerten 58 vom Hundert (im Vorjahr 55 vom Hundert) weniger als sechs Monate, bei den Landgerichten zweiter Instanz 66,1 vom Hundert (im Vorjahr 68,7) und bei den Oberlandesgerichten 68,3 (40,8). Der Fortschritt ist außerordentlich, besonders, wenn man bedenkt, daß das Jahr 1934 noch in stärkster Nähe mit der Erbchaft früherer Prozeßverschleppungen belastet war und daß sich die Ergebnisse der Prozeßbeschleunigung erst allmählich und erstmalig auswirken konnten. Der Fortschritt ist um so bedeutsamer, als gerade in dem gleichen Jahre 1934 bei den preussischen Gerichten gleichzeitig mit der Unzahl der überjährigen Sachen ausgeräumt worden ist, die von rund 50 000 auf 9000 verringert wurden. Man darf annehmen, daß ein besonders großer Teil der als über sechs Monate alt verbuchten Sachen sich gerade aus den jetzt einmalig ausgeräumten, also künftig nicht mehr in Erscheinung tretenden überjährigen Sachen zusammensetzt.

Volksgetränk Milch fördert die Gesundheit.

sd. In allen Ländern und seit jeher ist die Milch eines der wichtigsten menschlichen Nahrungsmittel. Sie enthält alle notwendigen Bestandteile, die der menschliche Organismus zu seiner Erhaltung und zu seinem Aufbau braucht. Eiweiß, Fett, Zucker und Mineralstoffe sind in der Milch in günstiger Zusammensetzung vorhanden. Außerdem ist sie eine der bedeutendsten Quellen für das Vitamin A, das besonders für das Kind und den noch in der Entwicklung befindlichen Jugendlichen unentbehrlich ist, weil dies ein wachstumsfördernder Stoff ist. Wegen ihrer anerkannten biologischen Hochwertigkeit sollte die Milch viel mehr als bisher wieder zum wirklichen Volksgetränk werden. Die Milch sollte auf Wanderungen und beim Sport, im Beruf und zu Hause wieder bei alt und jung zu Ehren kommen. — Volkswirtschaftlich betrachtet, hat die abgerahmte Milch, die bei der Buttergewinnung in einer riesigen Menge von neun Milliarden Litern im Jahre in Deutschland abfällt und zu einem ganz erheblichen Teil leider als Viehfutter verwendet werden muß, einen unermesslichen Wert. In dieser abgerahmten Milch, von der, wie der Name besagt, nur der Rahm entnommen ist, sind für die menschliche Nahrung wichtige Stoffe enthalten. Leider aber verlohnt sich unter den heutigen Umständen der Transport der frischen, abgerahmten Milch für den Landwirt nicht. Ein Ausweg ist gefunden: Die abgerahmte Milch wird in eigens dazu hergerichteten Betrieben zu Milchweißpulver verarbeitet. Dieses ist nun — im Gegensatz zu der frischen, abgerahmten Milch — gut verpackbar und hält sich bei richtiger Lagerung lange Zeit frisch. Vor allen Dingen kann es nun aber voll und ganz für die Ernährung unserer Stadtbevölkerung ausgenutzt werden. Wie bei Milchweißbrot wird das Milchweiß (Plasmon) auch anderen Nahrungsmitteln zugegeben, die dadurch nicht nur an Nährwert, sondern auch an Schmackhaftigkeit gewinnen. So gibt es heute schon Plasmon-Keks, -Zwieback, -Kakao, -Häferloden und sogar Plasmon-Suppenwürfel (Vego-Milchweiß-Suppen). In Zukunft wird die Verwendung des Milchweiß als billige Kraftquelle im Arbeitsdienst, im Landjahrheim, in Kindererholungsheimen — in denen übrigens im letzten Sommer schon ganz ausgezeichnete Erfolge erzielt werden konnten — und in den deutschen Haushaltungen viel mehr noch eingeführt werden müssen, als es jetzt der Fall ist.

Aus Sachsen.

Selbennersdorf, 20. Mai. Zum Kirchenneubau in Selbennersdorf. In einer Sitzung der Kirchgemeindevertretung legte der Zittauer Architekt Schiffer seine Pläne für den Neubau der am 23. März d. J. niedergebrannten Selbennersdorfer Kirche vor. Die Planungen fanden einstimmige Annahme. Die neue Kirche wird drei Emporen erhalten, die zusammen mit den übrigen Sitzplätzen für 2000 Personen Platz bieten. Der Chor wird in der Höhe der ersten Empore liegen.

Dresden, 20. Mai. Diamantene Hochzeit. Am 20. Mai kann der in Bühlau wohnhafte Kirchenrat Rudolf Kaiser mit seiner Gattin die diamantene Hochzeit feiern. Kirchenrat Kaiser, der seit 1915 im Ruhestand lebt, steht im 86. Lebensjahre.

Pirna, 20. Mai. Zwei 500jährige Gemeinden. In diesem Jahre werden es am gleichen Tage 500 Jahre, daß Hohenbuckendorf und Jeschnig erstmalig urkundlich auftreten. Am 11. November 1435 verkaufte Hinde Birde von der Duben der Kellere die beiden Dörfer Hohenbuckendorf und Jeschnig an Bischof Johann von Meißen. Beide Gemeinden sind somit mindestens 500 Jahre alt.

Marlenberg, 20. Mai. Sozialismus in der Betriebsgemeinschaft. Die Betriebsgemeinschaft der Gesellschaft für Junkers-Dieselmotoren im benachbarten Scharfenstein hat durch freiwillige Spenden innerhalb ihrer Reihen den Betrag von 100 RM. aufgebracht und einer Arbeitskammerdin ausgehändigt, deren Ehemann im Krankenhaus nach längerem Krankenlager gestorben war.

Hartha, 20. Mai. Vom Wagen gestürzt. Beim Steinfahren ist in Minkwitz ein Geschirrführer schwer verunglückt. Als er die während der Fahrt heruntergefallenen Räder aufheben wollte, stürzte er vom Wagen und kam vor die Räder zu liegen. Obwohl die Pferde sofort stehen blieben und die Räder dem Mann nicht über den Körper gingen, waren die durch den Sturz erlittenen Verletzungen so schwer, daß der Verunglückte sofort dem Krankenhaus zugeführt werden mußte.

Kirchberg, 20. Mai. Mutterliebe einer Glucke. Beim Brande des Stall- und Schuppengebäudes des Müllerschen Gutes im benachbarten Cunersdorf brütete eine Glucke unter der untersten Treppe des Schuppens weiter, obwohl schon die nächsthöhere Stufe vom Feuer ergriffen war. Es gelang, die Glucke und das Gelege zu retten.



Nr. 20. 20. Mai 1935

Unsere Heimat

Sonntags-Beilage zum Sächsischen Erzähler



Jugenderinnerungen eines alten Harthauers.

Von Prof. M. Näther.
(Schluß.)

Hier sei noch kurz eines Vorkommnisses gedacht, das sich damals in einer sächsischen Stadt zugetragen hat und das einer gewissen Komik nicht entbehrt. Vier preussische Offiziere, die dort einquartiert waren, hatten gehört, daß es in dieser Stadt einen sehr großen Gastwirt gäbe. Um diesen kennenzulernen, suchten sie sein Lokal auf. Wenn aber der Wirt in Mut geraten sollte, so mußte erst ein Anlaß dafür geschaffen werden, und das geschah dadurch, daß immer nur einer bestellte, der Wirt also wegen jedes einzelnen Glases Bier in den Keller gehen mußte. Als nun der vierte sich auch noch dazu entschloß, ein Glas Bier zu bestellen, da war dem Wirt doch die Galle übergelaufen. Die Arme in die Seiten gestemmt, hochrot vor Zorn, stellte er sich vor die Offiziere und donnerte sie an: „Ihr Rohnasen, ihr verfluchten Preußen, denkt ihr denn, ich bin eier Affe? Holt euch selber das Bier, wenn ihr welchs saufen wollt, für euch loofsch nich mehr in Keller. So was is mir Gottstrambach noch nich vorgekommen! En armen Wirt so zu kuzonieren! Ins Zuchthaus geheert ihr, habt'r verstanden? Eingesperrt mißt'r werden, versteht'r? Und das wollen nu feine Leute sin, am Ende gar Berliner. Ihr habt mr grade noch gefehlt! Kreizhimmel-donnerwetter!“ Die Offiziere waren in ein lautes Gelächter ausgebrochen, und der erste von ihnen hatte gesagt: „Gerade um das zu hören, sind wir zu Ihnen gekommen. Sie haben uns eine große Freude bereitet, für die wir Ihnen sehr dankbar sind.“ Damit stand er nebst seinen Kameraden auf, warf einen Laster auf den Tisch, mit einer Handbewegung sich das Herausgeben verbittend, und dann schritten sie an dem verblüfften und sprachlos gewordenen Wirt vorüber, zur Tür hinaus.

Wenn mein Vater Sonntag nachmittag Zeit und Ruhe hatte, sich für den Weg zum Schachtopfspielen zurecht machte und überhaupt recht sonntäglich gestimmt war, dann sang er gern folgende Lieder:

Napoleon, du Schustergehilfe,
Warum sitzt du nicht fest auf dem Thron?
In Deutschland, da warst du so strenge,
In Rußland bekamst du den Lohn, usw.,
oder: Schleswig-Holstein meerumschlungen usw.,
ferner: Im Jahre sechsundsechzig
Bei schönster Sommerszeit,
Da sind wir ausgezogen
In blut'gen Kampf und Streit usw.

Weit gefährlicher als die Preußen war in diesem Jahre (1866) ein anderer Feind, die Cholera, die hier und da reiche Ernte hielt und von welcher Harthau leider so empfindlich heimgesucht wurde, daß ihr daselbst elf Perso-

nen zum Opfer fielen. Die Not wurde in manchen Häusern, darin Kranke lagen, um so größer, als mit denselben aller Verkehr abgebrochen wurde. Die Toten wurden mit aller Beschleunigung aus ihrer Behausung teils mit Schiebühden nach dem Kirchhof gebracht und ebenso schleunigst beerdigt.

Wenn in meiner Kindheit jemand gestorben war, so wurde die Leiche, die der kleinen Kinder ausgenommen, am Vorabend der Beerdigung in der Behausung aufgebahrt und der Öffentlichkeit zur Besichtigung zugänglich gemacht. Wir Kinder haben oft stundenlang davorgestanden. Rings um die Leiche waren auf dem Rande des Sarges so viel brennende Kerzen aufgestellt, als der oder die Verstorbene Jahre alt geworden war. Während dieser öffentlichen Aufbahrung ging eine der weiblichen Trauernden fortgesetzt am Sarge auf und ab und weinte. Nach etwa einer halben Stunde, wenn sie ihre Zeit abgeweiht hatte, wurde sie von einer anderen abgelöst, die dann weiter weinte, und wenn die ausgeweint hatte, so übernahm schließlich noch eine dritte das Weinen. Das Weinen richtete sich ganz danach, wie es ortsüblich war. Als einmal eine Frau vom benachbarten Dorfe nach Harthau zu einer Beerdigung gekommen war, da hatte sie beim ersten Hause gefragt: „Wie ist es bei euch Sitte, wenn jemand begraben wird, weint man da gleich vom Hause weg, oder erst auf dem Kirchhof?“ Manchmal wurde aber so sehr geweint, daß wirklich die Gemütslichkeit aufhörte. Ich habe einmal einer Beerdigung beigewohnt, — es war nicht in Harthau, sondern in einem Nachbar-dorfe — da glaubte die Witwe des Verstorbenen ihre tiefe Trauer dadurch ausdrücken zu müssen, daß sie unausgesetzt, von Anfang bis Ende die Kirche mit den lautesten Klagetönen erfüllte. Das war kein Weinen mehr, das gleich ganz und gar dem Heulen eines Kettenhundes. Ich habe mich gewundert, daß es dem Pfarrer auf der Kanzel möglich war, unter diesen Umständen zu sprechen. Meines Erachtens wird durch ein ruhiges, ernstes und würdevolles Verhalten — es können dabei auch Tränen fließen — mehr Mitleid erweckt, als wenn man sich sagen muß: „Das ist ja gar nicht echt, das ist gemacht.“ Die Nachricht von dem Tode irgendeines Dorfbewohners erragte bei weitem nicht so viel Aufsehen, als wenn jemand seinem Leben selbst ein Ende machte. Während man in ersterem Falle schon durch die vorausgegangene Krankheit mehr oder weniger auf den Tod vorbereitet war, so wirkte die Nachricht von dem Hinscheiden eines Selbstmörders wie ein Blitz aus heiterem Himmel, weil der Betreffende in der Regel nichts von seinem Vorhaben verriet. Kaum war ein solcher Fall eingetreten, da wußte es auch schon „Schrammen Lore“ und im nächsten Augenblick überbrachte sie diese Neuigkeit mit der nötigen Ausschmückung meiner Großmutter. Einmal hörte ich, wie sie ihrer Entrüstung darüber Ausdruck gab, indem sie sagte: „Dgottogott, nee sis wohr, su ane nischtnigge Bande, die Mannr, irscht do saufuse war weech wie sibre und drno hängnsche o noa of!“ Das waren zwar harte

Worte, die „Schrammen Lore“ über uns Männer aussprach; wir wollen's ihr aber nicht weiter nachtragen.

Mein Vater hatte neben den verschiedensten Ehrenämtern in der Gemeinde auch das Amt des Kirchvaters zu verwalten. Das verpflichtete ihn, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen. Oft erledigte er noch vor dem Kirchgang mancherlei Arbeiten, was besonders im Sommer der Fall war, z. B. das Sonntagsfutter fürs Vieh zu holen usw. Wenn es dabei reichlich spät geworden war, so mußte ich mich ans Fenster setzen, um aufzupassen, ob etwa oben auf der Straße die Pfarrkutsche schon sichtbar würde; dann war es ja höchste Zeit. Wenn irgend möglich, versuchte mein Vater noch vor Ankunft der Pfarrkutsche die Straße zu erreichen, weil er dann damit rechnen konnte, daß ihn Seine Hochwürden der Herr Pfarrer auffordern würde, in die Kutsche einzusteigen. Wenn aber zwischen beiden Herren Meinungsverschiedenheiten entstanden waren, d. h. wenn sie sich gezankt hatten, dann rollte die Pfarrkutsche an meinem Vater vorbei, ohne anzuhalten, und er mußte den ganzen Weg hin und her zu Fuß zurücklegen. Gott sei Dank hielt die Verstimmung nicht lange an; nach zwei bis drei Sonntagen war die Veröhnung wieder hergestellt. Und das war ein Segen; denn was hätte wohl ohne ein harmonisches Zusammenarbeiten dieser beiden Männer aus der Harthauer Kirche werden sollen? Die Pfarrkutsche wurde vom Gutsbesitzer Ziegenbalg in Schmiedefeld und später vom Fuchswirt gefahren. Die beiden Füchse des ersteren liefen von Anfang bis Ende einen so langsamen Trab, daß die ganze Fahrt mehr einem Schneckenzuge gleich. Ein einigermaßen rascher Fußgänger hätte bequem damit fortkommen können.

Wir Schulkinder gingen — und darauf hielt unser Kantor sehr streng — die letzten zwei Jahre auch jeden Sonntag in die Kirche, obwohl wir manchmal tüchtig gefroren haben. Aber wir taten es gern, besonders am Heiligen Abend oder am Silvesterabend, wenn die Kirche im hellen Lichterglanz erstrahlte. Der Chor war immer voll besetzt. Der Schulerste, der die Liednummern am Chor anzustecken hatte, war besonders stolz darauf; er beugte sich bei Ausübung seines hochwichtigen Amtes möglichst weit vor, um recht gesehen zu werden. Vor Beginn des letzten Verses eines jeden Liedes mußte er dem orgelspielenden Kantor zuflüstern: „absetzen“. Der Stöckner, der früher, als die Orgel noch nicht elektrisch getrieben wurde, auch das Amt des Bälgetreters zu verrichten hatte, sitzt jetzt während des Gottesdienstes schmunzelnd hinter einer Säule neben dem Chor und freut sich, daß das Ding nun „alleine geht“. Die öffentlichen Weihnachtsaufführungen, wie sie jetzt seitens der Schule in sehr dankenswerter Weise veranstaltet werden, gab es in meiner Schulzeit noch nicht. Dazu waren wir jedenfalls zu dumm. Gern erinnere ich mich der Vorbereitungen zum Geburtstage unseres Lehrers. Wir Jungen und Mädchen vom letzten Jahrgange kamen mehrere Male abends in einem bestimmten Hause, wo eins von uns wohnte, zusammen, um Kränze und Ranken zu winden. Das war für uns immer ein großes Vergnügen. Vorher mußten wir Jungen die Zutaten wie Reisig usw. herzuschaffen. Am Abend vor dem Geburtstage blieben wir alle bis zum Morgen zusammen. Nach Fertigstellung der Arbeiten legten wir uns auf ein in der Stube zurechtgemachtes Strohlager. Zum Schlafen kamen wir nicht gleich, weil immer ein paar Laufjungen darunter waren, die uns nicht zur Ruhe kommen lassen wollten. Frühzeitig rückten wir mit unsern kunstvoll hergestellten Kränzen und Ranken und außerdem mit einem „wertvollen“ Geschenk, einem gußeisernen Stiefelknecht für 15 Groschen, die wir 15 Jungen und Mädchen zu gleichen Teilen ausbrachten, in die Schule. Die feierliche Handlung fand in der Schulstube statt, wo wir mit Kaffee und Buttersemmeln bewirtet wurden. Es stand schon alles bereit, als wir eintraten. Nach einer Weile erschien das Geburtstagskind, der Herr Kantor, mit der schwarzen Halsbinde in der Hand. Sicherlich waren wir ihm viel zu früh über den Hals gekommen. Während er die Halsbinde usw. in Ordnung brachte, richtete er freundliche Worte an uns, freundlicher als sonst. Daß unserseits eine Beglückwünschungsrede gehalten worden wäre, ist mir nicht erinnerlich; unsere Blicke waren schon zu sehr auf die Buttersemmeln gerichtet. Im übrigen waren wir stumme Gäste; was der Mund verschwie, verrieten unsere helleuchtenden Augen. An diesem Tage gab es keine Schwumse. Das un-

entbehrliche Unterrichtsmittel, der Stock, brauchte nicht in Tätigkeit zu treten; es würde am nächsten Tage nachgeholt. Haselnußstöcke wurden vom Lehrer immer gern entgegengenommen; denn es dauerte nicht lange, so war einer abgenutzt. Aber gerade die, die sich so gefällig zeigten und dem Lehrer gern Stöcke mitbrachten, die waren die größten Flegel. Einerseits wollten sie sich Liebkind machen, anderseits versahen sie die Stöcke in der Mitte mit einem feinen Schnitte, und so kam es vor, daß gleich beim ersten Hieb die eine Hälfte des Stockes in großem Bogen durch die Schulstube flog. Schon vor Jahren mußte ich nach einer Umfrage feststellen, daß von uns 15 Konfirmanden bereits 6 das Zeitalter gesegnet hatten. Als im Winter 1880/81 Pfarrer Käuferstein einzog, um sein Amt als Geistlicher anzutreten, da hielt unser Kantor Frenzel am Bahnhof eine Begrüßungsansprache. Diese Rede wurde noch am selbigen Tage vormittags im Unterricht einstudiert. Während wir Exempel rechnen mußten, ging Lehrer Frenzel in der Schulstube auf und ab und sprach dabei die Rede halblaut vor sich hin.

In meiner Schulzeit wurden wir Jungen anlässlich von Jagden oft zu Treibordiensten herangezogen, d. h. wir mußten im Walde mit einem dicken Knüttel gegen die Baumstämme schlagen und dabei einen Nordspetakel machen, um das Wild aufzuscheuchen und dem Jäger vor die Finte zu treiben. Eine dieser Jagden wird mir wegen eines besonderen Erlebnisses unvergesslich bleiben. Es kamen eines Tages drei Dresdner Jäger, die die Harthauer herrschaftliche Jagd gepachtet hatten, vom Bahnhofe. Unterwegs gabelten sie uns drei Jungen auf, die wir gerade auf der Straße standen; wir sollten ihnen als Treiber folgen. Dieser Aufforderung kamen wir gern nach. Während der Jagd fand eine Frühstückspause statt, wobei wir Jungen zusehen durften, wie die Herren sich ihr opulentes Frühstück schmecken ließen. Daß dadurch auch unser Appetit sich immer mehr steigerte, war ganz natürlich; denn als wir nach fünf oder sechs Stunden wieder zu Hause anlangten, waren wir hungrig wie die Wölfe, todmüde und hatten uns außerdem die Kehle heiser geschrien. Wir hatten aber jeder zwanzig Pfennige als Belohnung (Treibergeld) erhalten, und das machte uns glücklich. Wir waren überhaupt zu weit größerer Bescheidenheit erzogen, als es bei den heutigen Kindern im allgemeinen der Fall ist. Von unsern Eltern war uns verboten worden, für irgendwelche Gefälligkeiten etwas anzunehmen. Aber beim dritten oder vierten Male Anbieten griffen wir doch zu, denn ein paar Pfennige konnten wir immer gebrauchen, um uns z. B. Zündblättchen oder eine Angelschnure und dergl. zu kaufen. Bei derselben Jagd kam es noch zu einer zweiten, aber unfreiwilligen Pause. Einer der schönen Jagdhunde hatte sich in den weit ausge dehnten Wäldern an der Beiergasse verirrt. Als er nach längerem Warten immer noch nicht wieder erschien, wurden zwei Schüsse in die Luft gefeuert, um ihm ein Richtungs-signal zu geben, und es dauerte nicht lange, da kam er schweißtriefend angestürmt. Seine unbändige Freude und Anhänglichkeit zeigte sich dadurch, daß er fortgesetzt an seinem Herrn hochsprang, so daß dieser ihn erst mit vieler Mühe einigermaßen wieder beruhigen konnte. Dieses schöne Beispiel seltener Treue hat mich tief gerührt, und ich wurde bei der Saarabstimmung wieder recht lebhaft daran erinnert. Als sich die Saarländer nach langer Trennung wieder zu uns zurückfanden, bewiesen sie in ähnlich rührender Weise ihre alte Treue und Anhänglichkeit zum Mutterlande; und die beiderseitige Freude war unaussprechlich groß.

Mein Onkel August besaß in seinen jüngeren Jahren ebenfalls eine Feldwirtschaft in Harthau. Als er aber durchaus das Amt des Gemeindevorstandes übernehmen sollte, wogegen er sich mit Händen und Füßen sträubte, da verließ er Harthau und kaufte in Frankenthal ein Gut. Er war wegen seines Erzählertalents bei Schweinschlachtsfeiern usw. immer ein gern gesehener Gast. Einst erzählte er folgendes Erlebnis. In seinen jungen Jahren, in der Mitte der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts, hatte er, ebenso wie mein Vater nach ihm, allwöchentlich mit dem Pferdegeschirr Kolonialwaren für den Kramer und Mehl für die Bäckerei seines Stiefvaters aus Dresden zu holen. Auf einer solchen Fahrt war ihm unterwegs mitgeteilt worden, daß am vorübergehenden Tage in der Dresdner Heide zwei oder drei französische Offiziere einen Kriegsschack, der vermutlich auf dem Rückzuge Napoleons I. 1813 aus Rußland dort ver-

St. B. Der mach stich Blich Erfor tage Haus stelle Nr. 113 von et jeht se Prälib könlig sprache sehte lösen eine postens schreib mehr anstre min gen in zwische Das 3 aufrech MacDo mende ren, ein hungen die in werde.

graben worden war, wieder auszugraben hatten. Sie mußten einen genauen Lageplan gehabt haben, denn schon beim zweiten Versuche hatten sie die richtige Stelle gefunden. Mein Onkel, der ebenfalls hingegangen war, sagte, daß an der rostbraunen Farbe des Erdreichs noch ganz deutlich zu sehen gewesen wäre, wo der eiserne Behälter gelegen hatte. Ein Erlebnis aus seiner Militärzeit ist mir ebenfalls unvergesslich geblieben. Sein Feldwebel hatte die Mannschaften immer nur getadelt und schikaniert. So hatte sich mein Onkel vorgenommen, ihm auch mal eins auszuwischen und er glaubte beim Tischscheuern auf dem Kasernenhofe Gelegenheit dazu zu finden. Seinen Kameraden hatte er vorher gesagt, daß sie beiseite treten sollten, sobald er ihnen einen Wink geben würde. In einem günstigen Augenblicke hatte nun mein Onkel, um den Tisch abzusputzen, mit einem kräftigen Schwunge den großen gefüllten Wassereimer darübergegossen. Dabei war der Feldwebel, der am Ende des Tisches gestanden hatte, so unglücklich getroffen worden, daß er von oben bis unten naß war. Nun erst hatten die Kameraden gewußt, weshalb sie beiseite treten sollten. Mein Onkel muß überhaupt ein ganz durchtriebener Junge gewesen sein. Wenn er sich später in Frankenthal niedergelassen hat, so, glaube ich, hat er ganz gut dorthin gepaßt; denn früher hieß es allgemein, daß die Frankenthaler die Leute gern „zum Narren haben.“

Dagegen mußten sich die Frankenthaler gefallen lassen, daß ihnen einmal ihre hohe Ortspolizei, der Nachtwächter, entführt wurde. Schelzel Karl — so hieß dieser tapfere Mann — genoh manchmal des Guten zuviel, und so wurde er in einer recht feuchtröhlichen Stunde von mehreren Witzbolden in einen Sack gesteckt, nach Goldbach gefahren und im dortigen Erbgericht erst wieder aus seiner Zwangslage befreit. Noch lange hinterher sind die Frankenthaler geneckt worden, daß sie sich sogar ihren Nachtwächter mausen ließen.

Ich habe bereits die Brände von Schmiedefeld und Bischofswerda erwähnt. Unsere Gegend ist aber nicht nur im Kriege, sondern auch im tiefsten Frieden durch große Brände heimgesucht worden. Ich erinnere an den großen Brand in Harthau vom Jahre 1793. Dann aber habe ich selbst zwei große Brände miterlebt. An einem außergewöhnlich heißen Sommertage des Jahres 1881 brach in Seeligstadt ein Großfeuer aus, dem zwölf Häuser zum Opfer fielen und das zwei Feuermehrleuten das Leben kostete. Ich bin mit einem anderen Jungen an der Eisenbahn entlang dahingelaufen, so sehr wir nur laufen konnten. Ich glaube, wir wären etwas später auch zurecht gekommen; denn auf uns hatte sicherlich niemand gewartet. Das Feuer war im Gemeindehause entstanden. Nachträglich hörte ich — und es ist auch davon geschrieben worden — daß eine Frau während des Brandes durch Drehen einer Backdöse den Wind abgelenkt und dadurch das übrige Dorf gerettet habe. Ich habe ja nicht daran geglaubt; das ist etwas für alte Weiber.

Ein noch größeres Feuer wütete im Jahre 1884 in Frankenthal. Mein Vater und ich eilten im Lauffschritt dahin, weil wir befürchteten, daß auch unser Onkel davon betroffen sei. Das war aber Gott sei Dank nicht der Fall. Bei diesem Brand habe ich schon fleißig mit zugegriffen, indem ich mich mit in die Reihe stellte und die vollen Wassereimer weitergab. Auch dieses Feuer war durch unerhörten Leichtsinne entstanden. Kinder hatten ein bißchen gegogelt. Kleine Ursache, große Wirkung.

Noch zwei andere Ereignisse erinnern mich lebhaft an Frankenthal. Ein paar Jahre vor dem eben erwähnten Großfeuer feierte Frankenthal anlässlich der Einweihung der neuen Kirchenglocken ein seltenes Fest. Ich war auch Zeuge, wie die drei blühblanken Kolosse durch den Flaschenzug am Kirchturm hinaufgeleiert wurden. Das sah so spielend leicht aus, als ob eine Spinne an ihrem selbstgesponnenen Faden hinaufkletterte. Oben angelangt, wurden die Glocken von einem Monteur, der auf einem aus dem Schallloch herausragenden Balken stand, in Empfang genommen.

Zu ungefähr derselben Zeit mußte der Frankenthaler Kirchhof von allen Bäumen gesäubert werden. Wir haben auch mehrere Lebensbäume von den Gräbern unserer Großeltern heimgeholt. Derartige Maßnahmen, die leider schon oft angewendet worden sind, und vielleicht auch noch angewendet werden, lassen jedes Verständnis für Naturschönheit vermissen. Was Natur und Menschenhand in vielen Jahrzehnten geschaffen haben, wird dadurch rücksichtslos vernich-

tet. Ist es nicht immer ein lieblicher Anblick, wenn aus einer Gruppe von Lebens- und anderen Bäumen ein Dorfkräulein herauslugt, und wenn der Eingang zum Kirchhofe durch zwei mächtige Linden oder Kastanien bewacht wird? Wie nüchtern sieht dagegen eine Kirche mit lahl geschorenem Kirchhof aus; sie paßt gar nicht in das Landschaftsbild, weil doch jedes, auch das kleinste und einfachste Haus, von so und so viel Bäumen umwachsen ist. Die schönsten und ältesten Kirchhöfe erhalten ihren Reiz nicht allein durch verschiedenartigen Baumbestand und andere Gewächse. Die Bäume schließen gewissermaßen die Gräber von der Außenwelt ab, tiefe, feierliche Stille und echte Kirchhofsstimmung lagern über den Gräbern.

Wenn früher eine Hinrichtung stattfand, so war das eine große Seltenheit und erregte nicht wenig Aufsehen. Es war in den achtziger Jahren, als in Baugen der vielfache Mörder Bod zum Tode verurteilt wurde. Er hatte in der dortigen Gegend, in der Wendei, fünf oder sechs Personen nach und nach niedergeschossen. Unter ihnen befand sich auch ein Gendarm. Am Tage vor der Hinrichtung sagte mein Vater zu unserm Nachbar: „Du Friße, wistest's schon, morne gibt's Bodfleisch in Baugen.“ „Friße“ konnte sich's nicht gleich erklären, aber bald dämmerte es.

Einige Jahre später (1890) wurde auch in Harthaus Nähe ein Mörder namens Neubauer festgenommen. Neubauer war aus einer Dresdner Gefangenenanstalt entflohen, nachdem er den Gefangenenaufseher ermordet hatte. Er hatte sich aber kaum zwei Tage der Freiheit erfreuen können. An einem Sonntagmorgen war er schlafend vom Königl. Förster Simon in der Wasseney überrascht worden. Simon, der zufällig am Abend vorher die Personalbeschreibung Neubauers in der Zeitung gelesen, hatte sich gesagt: „Das könnte der gesuchte Mörder sein.“ Nachdem er sich schubbereit aufgestellt, hatte er gerufen: „Neubauer!“ Vor Schreck war dieser aufgesprungen, ein Beweis dafür, daß Simon sich nicht geirrt hatte. Darauf ist Neubauer zum Gemeindevorstand in Seeligstadt geführt und von dort gefesselt nach Stolpen gefahren worden. Mit dieser Festnahme hatte sich Simon die ausgefakte Belohnung von 500 Mark verdient. Ein ausführlicher Bericht Simons über die Festnahme Neubauers sowie die wortgetreue Wiedergabe der Verhandlung gegen Bod ist feinerzeit im „Sächsischen Erzähler“ erschienen.

Der Ausspruch: „Wo meine Wiege stand“ oder in ähnlicher Form ist auf die jüngere Generation nicht mehr zutreffend, denn Wiegen gibt es keine mehr. Wir Alten haben noch in der Wiege gelegen; sie wurde auch „Boie“ genannt. Meine Wiege hat noch bis vor nicht allzulanger Zeit auf dem Boden gestanden, ebenso der Kinderwagen. Dieses furchtbare Ungeheuer, der Wagen, würde eine Glanznummer im Altertummuseum bilden; er wäre jetzt einige siebzig Jahre alt, denn meine älteren Geschwister haben auch schon darin logiert. Als ich mir die Wiege und den Wagen wieder einmal ansehen wollte, war beides verschwunden. Wahrscheinlich haben meine Angehörigen recht notwendig Feuerholz gebraucht.

In unserem Hausflur stand ein Schrant zur Aufbewahrung der verschiedensten Speisen und wurde deshalb die Speisekammer genannt. Auf dem obersten Brett stand auch ein Töpfchen mit Wacholderbeerjast. Wenn „Sastlore“ hausieren kam, wurde das Töpfchen wieder frisch gefüllt. In dieser Speisekammer habe ich gern Umschau gehalten. Die günstigste Zeit dafür war vormittags nach der Schule, wenn die Eltern noch auf dem Felde waren.

Früher redeten auf dem Lande die Kinder ihre Eltern, überhaupt alle Erwachsenen, mit „Ihr“ an, mit „Sie“ nur die „feinen Leute“, Pfarrer, Lehrer und alle, die einen städtischen Eindruck machten. Mancher von euch lieben Lesern wird darüber lächeln und sagen: „Ach, wie altmodisch!“ Aber diese alte gute Sitte hatte wohl etwas für sich. Durch die Anrede mit „Ihr“ wurde zwischen Erwachsenen und Kindern ein gewisser Abstand gewahrt; die Kinder brachten insbesondere ihren Eltern mehr Achtung und Ehrerbietung entgegen, als es heutzutage bei dem kameradschaftlichen „Du“ der Fall ist.

Meine Mutter wurde in ihrem Heimatdort Frankenthal kurzweg „Wäunermine“ genannt. Ihr Vater war ein Wäuner, das soll heißen Wagner, Wagenbauer oder Stad-

und Stellmacher. Man sagt jetzt noch z. B.: „Sehst du immer of'n Baum, 's ward glei lusgihn.“ In der Schule hat sie sich gern die Zeit mit Zeichnen und Malen vertrieben. Im Nu hatte sie eine große Frau über die ganze Schiefertafel gemalt. Wenn der Lehrer gemerkt hatte, daß sie nicht bei der Sache war, so hatte er ihr allemal zugerufen: „Standfuhr, malste wieder Weibl?“ Ihr Lehrer war der alte Kantor Johann Gottfried Samuel Hauffe, von 1813—1858 Kirchschullehrer in Frankenthal. Sein Sohn und auch zugleich Amtsnachfolger Ernst Reinhold Hauffe amtierte von 1846—1892 und ist gestorben 1912 im Alter von fast 86 Jahren. Mit diesem letzteren Hauffe haben meine Eltern einigen Verkehr gepflegt. Einmal haben sie an einem herrlichen Maiensontag gemeinsam einen Spaziergang durch das schöne Wesenigtal nach der Buschmühle unternommen, voran die beiden Männer, ein Stück hinterher die Frauen und noch weiter zurück Hauffes Tochter mit ihrem Bräutigam, dem damaligen zweiten Frankenthaler Lehrer namens Baumann. Baumann war später in Blasewitz als Lehrer tätig; wenn er noch nicht gestorben ist, dann lebt er heute noch. Diese beiden jungen verliebten Leute kümmerten sich nicht um die Unterhaltung ihrer älteren Herrschaften; sie sahen nicht, daß die ganze sie umgebende Natur ein großes Blütenmeer war, sie hörten auch nicht, daß die Vögel aus tausend Kehlen ein Loblied nach dem anderen auf Gottes wunderbare Schöpfung anstimmten. Nein, sie sahen und hörten nicht; sie sangen und jubilierten für sich, und ihre Ausgelassenheit kannte oft keine Grenzen. Allemal, wenn es dem Vater Hauffe zu bunt geworden war, so war er stehen geblieben und hatte seiner Frau zugerufen: „Höre, Mutter, mach nur die Ella aufmerksam auf das schöne Tiefgrün, es ist doch nur einmal Mai im Jahre!“ Diese mahnenden Worte hatte er viele Male wiederholen müssen. Meiner Mutter ist dieser Spaziergangzeit ihres Lebens unvergeßlich geblieben. In ihrer Jugendzeit soll meine Mutter „hübsch“ gewesen sein. Gelegentlich eines Kirnmesballes hatte ein Fremder gefragt: „Wer ist denn die?“ Nach ihm erteilter Antwort hatte er gesagt: „hm, der schönste Kerl im ganzen Saale.“ Ja, ich besinne mich noch, wenn sie sich für einen Ball zurecht machte, wenn sie in ihrem blauen Kleide am Tisch vor dem Spiegel saß und sich die große goldene Brosche und die fast ebenso großen Ohrringel ansteckte, da habe ich sie angestaunt; denn da sah sie doch ganz anders aus, als wenn sie mit dem Resttopfe unter der Kuh saß. Einmal wurde sie von der Nachbarin, die auch mit „zu Balle“ gehen wollte, gefragt, wie alt sie sei. „36“ war die Antwort. Demnach bin ich damals 7 Jahre alt gewesen.

Das in meinem Bericht wiederholt erwähnte Wesenigtal, das alljährlich von Tausenden von Menschen von nah und fern durchwandert wird, hat leider, wie manches andere Tal auch, durch industrielle Unternehmungen usw. an Schönheit hier und da eingebüßt. Die Buschmühle ist nach dem Brande nicht wieder in gleicher Schönheit auferstanden. In ihrem alten, malerischen Gewande wurde sie oft und gern im Bilde festgehalten. Weit störender wirkt an einer zwischen Bühlau und Schmiedefeld gelegenen Fabrik (früher Wustmanns Mühle) ein langer niedriger Anbau, der sich längs des Weges hinzieht und den Blick in einen der schönsten Teile des Wesenigtals verdeckt. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß heute bereits durch Gesetz festgelegt ist, wonach die Natur nicht durch Baulichkeiten, insbesondere bei Gewerbebetrieben, wesentliche Störungen erfahren soll. Und so wäre es sehr wünschenswert, daß von den zuständigen Baupolizeibehörden die durch das Gesetz erstrebten Belange gebührend beachtet und somit jede Naturverschandelung verhindert würde.

In meiner Kindheit war mein Vater längere Zeit schwer krank. Der ihn behandelnde Arzt war der in der Umgebung weit und breit bekannte und sehr geschätzte Dr. Mintwiz in Großröhrsdorf. Von uns fuhr Dr. Mintwiz in rasendem Tempo — er fuhr überhaupt nie anders — zum Fuchswirt, dem Besitzer des Gasthofs zum „Fuchs“ in Schmiedefeld. Als mein Vater beim letzten Besuche den Arzt um die Rechnung gebeten hatte, da hatte dieser kurz und bestimmt erklärt: „Elf Besuche und jeder fünf Thaler.“ Für damalige Zeit in den siebziger Jahren war das viel Geld. Mein Vater hatte nichts erwidert, hatte er doch das beglückende Bewußtsein, daß er wieder gesund geworden war. Er mochte aber doch wohl die Augen etwas größer gemacht

haben als sonst, weshalb der Arzt gesagt hatte: „Wenn's Ihnen zu viel ist, dann geben Sie viere, aber der Fuchswirt muß fünfe geben.“ Die letzte Krankheit meines Vaters wurde durch einen Schlaganfall verursacht; ein zweiter Schlag machte seinem Leben ein Ende. Einige Tage nach der Beerdigung unseres Vaters gingen wir mit der Mutter auf den Kirchhof. Es war wieder ein ausgefuchter schöner Maiensontag. Drüben auf Poltens Wiesenwege sang und jubilierte junges Volk. Sie sangen das Lied vom Mai und von der Liebe. Eine neben uns aufsteigende Lerche sang mit ihnen um die Wette. Die helle Sonne lachte vom blauen Himmel herunter. Alles jubelte, alle lachte, aber unsere Mutter weinte. Welch eine Fülle von Erinnerungen an frühere glücklichere Zeiten mochte wohl in ihr wach geworden sein! Sie hatte ja auch einmal des Lebens Mai durchschritten wie die da drüben, sie hatte auch einmal gesungen und jubelt an der Seite dessen, den sie heute auf dem Kirchhofsgrabe aussuchen wollte. „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt.“ Eines Tages, als sie erblindet schon längst in die ewige Finsternis starrte, ließ sie sich von mir ein Stück Schreibpapier und einen Bleistift geben. Darauf hatte sie geschrieben:

„Die herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahre und zu Euern Geburtstagen, daß Ihr recht gesund bleibt (nun folgen die Namen meiner Familie). Dieses wünscht Eure Großmutter, geb. d. 29. Aug. 1840.“ Dieses Blatt Papier mit den wenigen schlichten Worten war so recht ein Ausdruck ihres Wesens und rührte mich tief. Ich fühlte darin das Bedürfnis ihres Mutterherzens, die Liebe und Fürsorge, mit der sie mich und die Meinen all die Jahre her umspinnen hatte, über die Zeit ihres Erdenlebens hinaus auf sichtbare Weise zu verewigen. Wenn auch die Zeilen etwas schief geraten sind, so ist doch die Schrift so klar und deutlich zu lesen, daß man nicht glauben möchte, daß es von einer Blinden geschrieben ist. Dieses Blatt Papier ist das wertvollste Andenken, das ich von meiner Mutter besitze; ich werde es immer wie ein Heiligtum aufbewahren. In den letzten Wochen ihres Lebens war sie sehr schwermütig. Die öfteren Besuche und die rührende Fürsorge, mit der sie umhert wurde, mochten sie nachdenklich stimmen; sie ahnte wohl, was auch wir ahnten, ihr Ende. Zwanzig Jahre hat die Mutter den Vater überlebt, aber diese zwanzig Jahre waren die trübsten, die leidvollsten, die schwersten. Als ich hinter ihrem Sarge herschritt, da habe ich mich gefragt: „Warum mußte diese Frau, die doch nie einem Menschen etwas zuleide getan hat, die immer nur Liebe gesät und Liebe geerntet hat, die für jedermann eine offene Hand hatte, die uns Kindern eine so liebevolle und treusorgende Mutter war, die nie eingeschlafen ist, ohne erst zu ihrem lieben Gott gebetet zu haben, die es so schmerzlich empfand, daß sie nach Verlust ihres Augenlichtes nicht mehr in die Kirche gehen konnte, deren ganzes langes Leben nur „Mühe und Arbeit“ gewesen ist, warum mußte diese Frau so viel Schweres ertragen, vierzehn Jahre Blindheit und andere körperliche Gebrechen? „Hab' Dank, du liebe Mutter, für deine Liebe und Güte, hab' Dank für alles das, was du für uns und andere getan hast, habe Dank!“

Helft die unerlaubte Vogelftellerei austrotten!

Trotz der schweren Strafen, die den unerlaubten Vogelfang drohen, gibt es leider noch immer Menschen genug, die aus der Vogelftellerei ein Gewerbe machen und in Mengen die schönsten unserer gesiederten Sänger wegfangen und auf dem Wege des heimlichen Schleichhandels an den Mann zu bringen versuchen. Diese Art Zeitgenossen bildet eine große Gefahr nicht nur für unsere Vogelwelt — das Verschwinden der Nachtigall z. B. geht in vielen Fällen auf ihr Konto zurück — sondern sie schädigt die Natur auch noch auf die vielfachste andere Weise und wird zudem häufig auch noch der Jagd verderblich, weil sich aus ihren Reihen ein großer Teil der Schlingensteller und Wilderer rekrutiert. Leider ist es nur schwer möglich, ihnen beizukommen und besonders auch unsere staatlichen Aufsichtsorgane haben ihnen gegenüber einen schweren Stand, da sie sich diesen gegenüber immer mit sehr viel Geschick zu entziehen wissen, so „öffentlich“ wie sie sonst auch manchmal ihr schändliches Gewerbe ausüben. Nur durch die Mitarbeit weitester, an dem Wohlergehen unserer Natur interessierter Kreise, ist es möglich, ihnen ihr lichtscheues Treiben mehr und mehr zu legen. Der Landesverein Sächsischer Heimatschutz bietet diese Kreise, ihm alle Fälle unerlaubter Vogelftellerei mitzuteilen; er wird sie stets weiter verfolgen und ist unter Umständen bereit, für wirklich begründete Anzeigen auch eine Belohnung zu gewähren.